Wesen, Ursprung und Deutung des Mythos.

1.

Religion ist die aus dem Gefühl menschlicher Unzulänglichkeit und Hilfsbedürftigkeit hervorgegangene und durch den Glauben an übernatürliche oder außerweltliche Wesen hilfreicher oder schädlicher Art gebundene Weltanschauung **und** die auf diese Weltanschauung gegründete Lebensführung. **Die in Form einer Erzählung oder „Sage" festgelegte Weltanschauung wird bei den Naturreligionen gewöhnlich als „Mythos" bezeichnet.**

Ein **Mythos** ist daher eine religiöse Erzählung oder „Sage" (*μῦθος* zu *μυθέομαι*), die zu irgend einer Zeit einmal eine **Gemeinschaft** in Wissen und Gewissen gebunden und in ihrer Lebensführung bestimmt hat. Der Mythos ist nicht etwa die Naturreligion selber, aber er ist doch ihre unumgängliche Voraussetzung, ihre notwendige Unterlage.

Der Mythos hat vor allem den Zweck **die Weltanschauung einer Gemeinschaft** über Entstehen, Bestimmung und Vergehen der Welt und der Lebewesen sowie eine Erklärung der verschiedenen Erscheinungen im Kreislauf der Zeiten und ihre Bedeutung für das Menschenschicksal dauernd und unverbrüchlich festzulegen. So ist der Mythos das Dogma oder Credo der Naturreligionen, das „Glaubenswort", das die Gemeinschaft bindet und zusammenhält; sie muß es gläubig hinnehmen und nicht weiter anzweifeln, es immer wieder „sagen" und nachsprechen und es als heiliges Erbgut von Geschlecht zu Geschlecht überliefern.

Die Weltanschauung, die im Mythos niedergelegt ist, wird ebenso wie die Lebensführung oder Sitte durch die gesamten Verhältnisse des Landes, das die Gemeinschaft bewohnt, dann aber auch durch die Kulturstufe, die sie erreicht hat, wesentlich bedingt. Da willkürliche und bewußte Abweichungen sich bald empfindlich rächen würden, so ist vorauszusetzen, daß bei Gestaltung ihres Mythos und ihrer Lebensführung die Gemeinschaft sich **ernstlich bemüht** hat nach Maßgabe ihrer Fassungskraft und Erfahrung der Natur ihres Landes gerecht zu werden. Je älter der Mythos ist, desto enger ist der Ring, der ihn begrenzt, desto kindlicher die von ihm gegebene Weltanschauung; je mehr sich aber der Gesichtskreis ausdehnt, je weiter die Kultur fortschreitet, desto umfassender wird auch der Kreis, den er beschreibt. Für den an der Scholle haftenden Autochthonen hörte da, wo ein reißender Strom den Verkehr hemmte, wo das Meer brandete, wo ein Gebirgszug in bläulichem Dufte den Gesichtskreis schloß, auch die Welt auf, und jenseits dieser Binnenwelt lag für ihn eine andere, unbekannte Welt mit geheimnisvollen Schrecknissen, **eine Welt anders redender, feindseliger Menschen,** eine Außen-, Ueber- oder Unterwelt, das Reich der über Tod und Leben herrschenden Gewalten. Eine Weltanschauung, die nicht über die eigene Familie oder den eigenen Stamm hinausreicht und mit dessen Jagd-, Weide- und Ackergründen endet, zieht innerhalb dieses engen Gebietes natürlich das Kleine und Kleinste in ihren Kreis. Da erlangt jedes Felshaupt, jede Schlucht und jede Höhle, jeder Quell und jeder Bach, jeder See und jeder Sumpf, ja jeder große Baum religiöse und weltumfassende Bedeutung, die auch dann nicht ganz schwindet, wenn mit fortschreitender Kultur und erweitertem Gesichtskreise der Stamm aus seinen engen Verhältnissen herausgerissen wird und zu weltgeschichtlicher Bedeutung

gelangt. Die sog. **Ortsmythen** sind, weil sie den engsten Gesichtskreis haben und an den unbedeutendsten Dingen haften, darum als die ältesten und ursprünglichen anzusehen, während die Mythen der großen Stämme, die durch Verschmelzung von Geschlechtern und kleinen Stämmen entstanden sind, aus ihnen entwickelte spätere Gebilde sind. **Kein Mythos darf gedeutet werden, bevor er nicht bis in seine Urheimat zurückverfolgt, oder, da dies nur sehr selten möglich sein wird, auf seine älteste erkennbare Form zurückgeführt ist.**

2.

Es ist klar, daß diese Ansicht von dem Entwickelungsgange des Mythos, mehr noch aber die oben gegebene Begriffserklärung desselben als einer die Weltanschauung und Lebensführung einer Gemeinschaft bindenden religiösen Sage allen jenen Forschern als zu eng und einseitig erscheinen muß, welche einen Mythos schon als gegeben erachten, wenn Naturvorgänge personificiert und dann diese Personifikationen weiter zu einer Erzählung ausgesponnen sind. Es ist dies aber ein verhängnisvoller Irrtum, der viele unhaltbare Theorieen und viele schiefe oder falsche Mythendeutungen veranlaßt hat. **Fehlen die obengenannten Erkennungszeichen, ist insbesondere die Lebensführung der Gemeinschaft nicht innig mit der Sage verknüpft, so liegt sicher, mag das Ganze noch so sehr das Gepräge eines Mythos an sich tragen, nichts weiter als Natursymbolik vor, die keinen Glauben für sich verlangt.**

Wenn, um ein Beispiel anzuführen, der Mensch in seines Geistes und seiner Sinne Beschränktheit die **Sonne**, weil sie ihm **rund** erscheint, für ein **Rad** hält, wenn er dann weiter, da er eine **Fortbewegung** dieses Rades zu sehen glaubt, den Schluß zieht, daß das sich bewegende Rad wohl Teil eines **Wagens** sein könne, daß dieser **Wagen** aber einen **Lenker** und **Zugtiere** haben müsse, daß das Ganze zur **Erleuchtung und Erwärmung der Welt** diene u. s. w., so ist dies noch **kein Mythos, sondern**, mit dürren Worten gesagt, **nichts weiter als von der Phantasie mißleitete irrende Erkenntnis.** Trotz aller Natursymbolik, die als solche und als etwas von der Wirklichkeit Verschiedenes dem Naturmenschen nicht zum Bewußtsein kommt, bleibt dies alles nichts weiter als irrende Erkenntnis, auch wenn der Mensch dieses wagenlenkende Sonnenwesen mit einem ähnlich gedachten **Mondwesen** in Zusammenhang bringt, wenn er dabei, durch die Gestalt der Mondsichel veranlaßt, den Mond für eine **Kuh** ansieht, wenn er dann ferner diese Kuh als **Reittier** oder als **Zugtier eines Wagens** auffaßt und diesem Wagen eine **Führerin giebt**, wenn er weiterhin diese Führerin des Mondwagens **in geschwisterliche oder eheliche Verbindung** mit dem Lenker des Sonnenwagens setzt, wenn er endlich beide bald sich lieben, bald sich entzweien läßt.

Dies alles ist noch kein Mythos; es ist und bleibt irrende Erkenntnis, bei welcher die Phantasie dem nach einem ursächlichen Zusammenhang forschenden Geiste die luftigen Brücken über die gähnenden Abgründe des Unerklärlichen geschlagen hat. Zu einem Mythos, d. h. einer **religiösen** Sage, kann diese Erzählung erst dann werden, wenn mehrere oder viele, zu einer Gemeinschaft zusammengeschlossen, sie anerkennen, fest und unwandelbar an sie zu glauben sich vornehmen und ihre Lebensführung zu diesen Sonnen- und Mondwesen als höheren, das menschliche Leben in Gutem oder Bösem beeinflussenden Gewalten in Beziehung setzen, d. h. einen Kult einrichten. Dadurch erst erhält eine solche natursymbolische Erzählung festes Gepräge und einen die Jahrhunderte überdauernden Bestand. Erlangt sie aber diese feste Wurzel in Glauben und Kult einer Gemeinschaft **nicht**, so ist eine solche Natursymbolik flüchtiger und vergänglicher als die Blüte am Baum, als die Woge auf dem Meere. Derselbe Mensch, der heute noch die Sonne als Rad oder Wagen, den Mond als Kuh oder Reittier ansieht, wird, **da ihn nichts** in seiner Naturgrübelei hemmt oder **bindet**, nach Jahren und Wochen, ja morgen vielleicht schon, den einen oder anderen dieser Himmelskörper für ein Herz oder ein Auge, für ein Ei, einen Schild, einen Kahn, ja für einen Fladen oder einen Käse halten, dann wieder einen Schwan oder sonstigen Vogel, einen Hasen, einen Wolf oder einen Löwen darin erblicken und mit Hilfe der stets bereitwilligen Phantasie sich eine entsprechende Geschichte über Bedeutung und Beziehung beider Himmelskörper zu einander bald

zusammenreimen. Ungemein reichhaltiges Material dieser Art hat **W. Schwartz** in seinem Werke: „Sonne, Mond und Sterne (1864)", freilich zu ganz anderen Zwecken, zusammengetragen.

Ähnlich wie die Vorstellungen des Naturmenschen sind noch heute die Vorstellungen der Kinder von Sonne, Mond und Sternen in fortwährendem Flusse, werden unaufhörlich von ihrer stets regen Phantasie verändert und umgestaltet, bis sie bei reiferem Verständnis über das wahre Wesen dieser Himmelskörper endgiltig aufgeklärt werden.

Dem vorstehenden, dem Kreise der Sonnen- und Mondmythen entnommenen Beispiel möchte ich noch ein zweites, der meteorischen, bezw. dämonistischen Mythentheorie entlehntes, hinzufügen.

Wenn beim Wiedererwachen des Wachstums der Winter von dannen zieht, geschieht dies meist unter furchtbarem Unwetter. Wenn der Sturm durch die Wälder dahinbraust, wenn das Eis krachend sich löst und die Gießbäche donnernd zu Thale stürzen, dann erklärten sich wohl aus dem Bereich ihres engen Erfahrungskreises der Jäger in seiner Höhle, der Hirt in seiner Hürde, der Ackersmann unter seinem schützenden Obdach diese Naturerscheinung, indem sie meinten, daß ein wilder Jäger mit Jagdgefolge und Meute hoch durch die Lüfte daherstürme und ein Wild jage, oder sie glaubten wohl auch, daß ein wilder Reiter nach der Sitte des Brautraubs ein Weib entführe, um mit ihr unter „Saus und Braus" Hochzeit zu halten; das Rütteln und Schütteln der Bäume erschien ihnen als Tanz der Baummädchen und Waldmenschen, das Heulen und Pfeifen der Winde als Flöten und Fiedeln von Spielleuten.

Bei der der kindlichen Menschheit ebenso wie noch heute den Kindern eigenen Lust zum Fabulieren konnte dann diese Naturanschauung zu einer ganzen Geschichte erweitert werden, indem die Entführung der „Windsbraut" aus der Haft eines grämlichen alten Vaters oder verliebten Greises unter allerlei Abenteuern erzählt wurde. Diese Natursage, die jederzeit beliebig verändert oder nach vermeintlich besserer Erkenntnis durch eine ganz verschiedene ersetzt werden konnte, ist aber kein Mythos, wenigstens nicht nach der vorausgegangenen Darlegung, die diese Bezeichnung ausdrücklich den religiösen, d. h. mit einem Kult verknüpften Sagen vorbehält. Zum Mythos wird eine solche Natursage erst, wenn eine ganze Gemeinschaft sie gläubig annimmt und in jenen im Sturm und Unwetter thätigen Naturgewalten höhere, mit übermenschlicher Macht ausgestattete Wesen, die nachhaltigen Einfluß auf das Wohl und Wehe des Menschen auszuüben vermögen, zu fürchten und zu verehren beginnt. Sucht der Mensch diese Mächte durch Gebet und Gaben sich günstig und gnädig zu stimmen, bemüht er sich durch Geberden, Zeichen, Beschwörungen und drgl., wie die Einfalt, häufig aufs Geratewohl oder oft von ganz entfernten Ähnlichkeiten und Beziehungen geleitet, sie erfindet, auf diese schicksalsmächtigen Wesen einzuwirken, kurz, **richtet er sich nach ihnen in seiner Lebensführung**, so wird die Natursage zum Mythos oder zur religiösen Sage. Damit ist aber auch die Grundlage zu einer natürlichen Religion gelegt, wo eine solche etwa noch nicht vorhanden war, oder es werden damit weitere Bausteine zum Ausbau einer schon bestehenden geliefert.

3.

Natursymbolische Erzählungen sind demgemäß zunächst nur als Erzeugnisse irrender Erkenntnis eines einzelnen oder ganzer Kreise und nicht ohne weiteres schon als Mythen anzusehen. Sie können Mythen werden, wenn eine Gemeinschaft sie als wirkliche und wahrhafte Thatsachen hinnimmt, die sie für alle Zeiten in Glauben und Lebensführung binden sollen. **Religiöse Sagen, die auf diese Weise entstanden sind, sind eigentlich allein als Mythen zu bezeichnen; sie allein sind einer Deutung fähig.**

Daneben giebt es aber auch Mythen anderer Art, die ich uneigentliche Mythen nennen möchte, und die sich ihrer Entstehung und ihrem ganzen Wesen nach jeder Deutung entziehen. Ich meine damit alle jene zu einem Credo gewordenen Sagen, welche zügelloser phantastischer Willkür, krankhafter Sinnestäuschung, kluger Berechnung oder bewußtem Betrug ihr Dasein verdanken. Die echten, natursymbolischen Mythen sind hervorgegangen **aus dem redlichen Bemühen**, die Welt und das eigene Leben zu erklären und die Beziehungen des Menschen zu

hilfreichen oder schädlichen höheren Gewalten zu erkennen. Nun ist aber der Fall denkbar und bei einzelnen Religionsgemeinschaften wohl nachweisbar, daß ein einzelner, ohne seine thatsächliche Überzeugung, ohne sein ganzes Wissen und Erkennen aufrichtig dabei zu Grunde zu legen, irgend welche Weltanschauung frei und willkürlich aufstellt oder auch in krankhaftem Drange erfindet, sie in Anlehnung an bereits bestehende Mythenkreise oder auch ganz unabhängig von denselben mehr oder minder phantastisch ausgestaltet, und dann für diese zu eigensüchtigen Zwecken willkürlich erfundenen Erzählungen entweder durch Überredung oder Gewalt eine gläubige Gemeinschaft wirbt, der er dann auch natürlich die entsprechende Lebensführung, also den Kult vorschreibt. **Solche auf phantastischer Willkür oder bewußter Täuschung beruhenden Mythen sind keiner Deutung fähig.** Vielfach benutzen aber solche Religionsstifter als Bausteine zu ihren Trug- oder Wahngebilden einzelne Züge aus bereits bestehenden Mythenkreisen, die sie dann willkürlich und phantastisch verbinden und mit ihren eigenen Zuthaten ausschmücken. Hier muß die Thätigkeit des Mythenforschers auf die undankbare, oft ganz unlösbare Aufgabe sich beschränken, das echte Mythengold von den unedlen Beimischungen auszuscheiden.

4.

Diesen unechten, aber auch oft genug den echten Mythen täuschend ähnlich sehen gewisse Erzählungen aus, welche, durch das Unterhaltungsbedürfnis hervorgerufen, nur dieses befriedigen wollen. Für manchen Mythenforscher ist ein Mythos schon dann gegeben, wenn in einer alten Erzählung, deren Erfinder man nicht kennt, außerweltliche oder übernatürliche Wesen oder Götter handelnd auftreten und in die Handlungen und Schicksale der Menschen fördernd oder hemmend eingreifen. Doch das Vorkommen von Götternamen und Götterhandlungen in einer Erzählung bildet noch lange nicht das untrügliche Kennzeichen eines Mythos. Da, wo bei einem Stamme oder Volke ein fester Mythenbestand vorhanden ist, wird dieser bei seiner engen Verbindung mit dem Kult, d. h. der in Hinsicht auf übermenschliche Mächte geordneten Lebensführung, selbstverständlich das ganze Leben und die ganze Lebensführung so durchdringen, daß auch in Geschichten, die zu bloßer Unterhaltung dienen, die nur erfunden sind, um die langen, träge schleichenden Stunden zu kürzen, Götternamen und Götterthaten, Eingriffe der Gottheit in den Gang der Naturerscheinungen und der Menschenschicksale vorkommen müssen. Diese Erzählungen nahmen Erzähler und Hörer für das, was sie waren, für Gaukeleien der Phantasie, für Fabulieren, an dem sie sich ergötzten, ohne sich in ihrem Gewissen zum Glauben an sie gebunden zu fühlen.

Die Phantasie, die beim Kinde reger ist als beim Erwachsenen, beim kindlichen Naturvolk lebendiger und feuriger als beim alternden Kulturvolk, verlangte in jenen unvordenklichen Zeiten, wo sie noch nicht durch ernste Interessen und strenge Arbeit gezügelt, noch nicht durch den Lärm und die Zerstreuungen des Tages betäubt war, gebieterisch Beschäftigung, teils durch eigenes Schaffen, teils durch Beschäftigung mit den Schöpfungen anderer. Wie sich zu Hesiods Zeiten die Unterhaltungsbedürftigen und Unterhaltungslustigen, um sich die lange, müßige Winterzeit zu kürzen, in der Schmiede bei lodernder Esse versammelten, wie in Palästina zu altbiblischer Zeit die Stadtbewohner an den Thoren zur Unterhaltung sich einfanden, wie die heutigen Araber, Fellachen und Beduinen bei einer Schale Kaffee und der Pfeife viele Stunden hindurch zusammensitzen, Neuigkeiten zu berichten und zu hören, oder dem Sänger und Märchenerzähler zu lauschen, wie noch heute in Italien die müßige Menge festgebannt und mit gespanntester Neugier den wundersamen Geschichten des Märchenerzählers folgt, wie früher in unseren Spinnstuben alles an den Lippen des Erzählers hing, so muß auch in jener Frühzeit der Menschheit bei dem engen Gesichtskreis und der Ein- und Gleichförmigkeit des Lebens das Unterhaltungsbedürfnis sich gebieterisch geltend gemacht haben. Man kann sogar sagen, daß es ein allgemein menschliches Bedürfnis ist und stets gewesen ist.

Von dem Familienalten, später vom Priester, der bei weiterer Entwickelung des Familienlebens seine Stelle einnahm, vorgetragen oder von einem Sänger, der die noch

ungeschriebenen Mythen in seinem Gedächtnis aufbewahrte, vorgesungen, **kamen diesem Bedürfnis teilweise die Mythen selber schon entgegen. Man erweiterte sie, schmückte sie aus, soweit es ihre sakrale Form zuließ;** aber auf die Dauer genügten sie dem Unterhaltungsbedürfnis doch nicht, weil sie, an eine mehr oder minder feste Fassung gebunden, bei häufigen Wiederholungen immer nur Bekanntes boten. Man ging daher über den Mythos hinaus, entlehnte ihm keck Gestalten und Handlungen und mischte sie mit willkürlichen Erfindungen, die Vorgänge des menschlichen Lebens behandelten. Die göttlichen Wesen werden dabei nicht nur als die Lenker menschlicher Schicksale vorgeführt, sondern sie werden über die vom Mythos zu beobachtenden Grenzen hinaus in die Sphäre des Menschlichen hinabgezogen, obwohl doch auch schon der Mythos selbst die Götter nach menschlichem Bilde erschafft und menschliche Leidenschaften und Bedürfnisse ihnen zuschreibt; sie werden mit einem gewissen kindlichen Humor, oft mit Ironie oder einer dreisten Vertraulichkeit behandelt, etwa in der Art, wie Hans Sachs in seinen Schwänken und Komödien die Personen Gottvaters, des Heilandes und seiner Apostel uns vorführt.

Bei solchen dem Unterhaltungsbedürfnis dienenden Erzählungen ist es oft recht schwer oder unmöglich festzustellen, ob die den Göttern zugeschriebenen Thaten als Erfindungen der Erzähler und Dichter oder als Bestandteile eines Mythos aufzufassen sind. Die Hörer dieser Erzählungen nahmen wohl immer, mit Ausnahme ganz blöder und schwacher Geister, die Geschichten für das, was sie waren, und schenkten ihnen nur so lange Glauben als sie im Banne des Erzählers sich befanden, sowie ja auch heute noch eine in unheimlicher Nachtstunde spannend vorgetragene Geistergeschichte selbst gebildete Hörer eine Zeit lang ergreifen und gläubig stimmen wird. Werden aber solche von mythischen Anschauungen durchtränkten, mit echten Mythen verknüpften und durchwobenen Erzählungen weiter überliefert, hat die Zeit ihren Ursprung verdunkelt, so sehen sie oft echten Mythen täuschend ähnlich. Wer wird bestreiten können, daß es sich mit vielen Erzählungen der Griechen und der anderen indogermanischen Völker, in denen Gottheiten handelnd auftreten, und ebenso auch mit einer Unzahl der von den **Folkloristen** gesammelten und von ihnen als „Mythen" bezeichneten Erzählungen ebenso verhält?

Mit den hier besprochenen, lediglich Unterhaltungszwecken dienenden mythenähnlichen Gebilden oder Mythoïden, mögen sie nun aus erweiterten, verweltlichten Mythen und Kultliedern entstanden oder aus freier, phantastischer Benutzung mythischer Vorstellungen und Persönlichkeiten hervorgegangen sein, kann sich die Mythenforschung nur insoweit beschäftigen, als sie die echten mythischen Bestandteile festzustellen, auszuscheiden und zu deuten bestrebt sein muß.

5.

Zu den mythenähnlichen Gebilden, die Göttliches und Menschliches, Mythisches und Geschichtliches in freier Weise zur Befriedigung des Unterhaltungsbedürfnisses, manchmal auch zu politischen Zwecken verwenden, gehören bei den Griechen vor allem Ilias und Odyssee mit ihren gesamten Fortsetzungen und Weiterbildungen, ferner die weit ausgesponnenen Sagen von Herakles und Theseus, die Argonautenfahrt, die Kalydonische Jagd u. a. Alle diese Sagen waren ursprünglich einfache Kultlieder des einen oder anderen hellenischen Stammes, die immer mehr erweitert und ausgeschmückt wurden, bis sie zuletzt, mit anderen Mythen verschmolzen und durch allerlei Zuthaten entstellt, ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdet wurden und verweltlichten, also fortan nicht mehr der Religion, sondern nur noch dem Unterhaltungsbedürfnis dienten. Die sogenannten „Volksepen" haben sich ebenso wie das Drama und vielleicht die Dichtkunst überhaupt in innigster Verbindung mit der Religion ausgebildet, haben sich aus ihren Mythen und in Anlehnung an ihren Kult entwickelt.

Der mythische Kern der Ilias ist die Entführung der Wachstumsgöttin Helena nach dem Jenseitslande (*Τροῖα* = *Ἤπειρος*) und ihre Befreiung und Heimholung aus der Gewalt des räuberischen Buhlers und seines greisen Vaters durch eine bewaffnete Heldenschar, also

dasselbe Thema, das mit anderer mythischer Ausschmückung die Argonautensage behandelt. Dieser einfache Mythos, wie ihn die peloponnesischen Achäer vor Einbruch der Dorier ausgebildet und wahrscheinlich in einem längeren Kultliede festgelegt hatten, wurde mit der Zeit, da er der Phantasie so reichen Stoff bot, weiter ausgesponnen, mit Mythen anderer Stämme verschmolzen, dem Unterhaltungsbedürfnis ebenso wie politischen Zwecken dienstbar gemacht und verweltlicht, bis daraus im Laufe der Jahrhunderte, durch unausgesetzte Umbildungen, Ausscheidungen und Ergänzungen, durch fortwährende neue Redaktionen und Revisionen jenes allbewunderte Kunstwerk entstand.

Die politischen Zwecke, die in der Ilias verfolgt werden, liegen noch ziemlich deutlich und erkennbar vor uns; die Erwähnung derselben führt uns zur Besprechung einer für die Beurteilung der Entwicklung des Mythos äußerst wichtigen Thatsache.

Zu jener Zeit, in welche man die Entstehung der sog. Homerischen Gedichte verlegt, geht durch die ganze hellenische Welt ein ungestümer Drang aus der Abgeschlossenheit, Unsicherheit und Ärmlichkeit der kleineren Gemeinden und Stämme, die ebenso viele religiöse Gemeinschaften mit besonderen Mythen und Kulten bildeten, hinauszutreten und sich zu größeren nationalen Verbänden, die immerhin den kleinen Gemeinden und Stämmen noch ein großes Maß politischer und religiöser Selbständigkeit lassen konnten, zusammenzuschließen. Ähnliche Vorgänge lassen sich auch aus der Geschichte der germanischen Stämme nachweisen, die seit dem zweiten Jahrhundert n. Chr. in ähnlicher Weise zu großen Völkerbünden sich zu vereinigen trachteten. Diese neuen großen Gemeinschaften bedurften aber ebenso gut wie die älteren kleineren eines einigenden Bandes, das ihre Beziehungen zu einander festlegte. Ein solches Band konnte aber nur religiöser Art sein. Das zum Gefühl seiner nationalen Zusammengehörigkeit erwachte Volk bedurfte einer neuen Religion, mithin auch eines neuen Mythos und Kults, der unter schonendster Berücksichtigung und weitgehendster Verwendung der bei den einzelnen Gemeinden bestehenden Mythen und Kulte festzulegen war. Die neuen nationalen Verbindungen waren zunächst Sakralverbände nachbarlich zusammenwohnender Stämme mit völkerrechtlichen Zielen. Wenn man nun auch die delphische oder vielmehr achäische Amphiktionie, die einen der frühesten Versuche dieser Art darstellt und die insbesondere die Nordachäer in Südthessalien und die Südachäer im Peloponnes verbunden zu haben scheint, nicht mit der parischen Mamorchronik an den Schluß der ersten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu setzen braucht, so muß man ihr doch jedenfalls ein hohes Alter zubilligen. Wenn als Gründer dieses alten Sakralverbandes ein Herrscher von Mykene, **Akrisios** — der Name bezeichnet wohl nur die Würde (= κριτής) und ist ursprünglich kein Eigenname — genannt wird, so erlangt doch diese Annahme eine Stütze und erhöhte Bedeutung durch den Umstand, daß, nach den Funden der letzten Jahrzehnte zu schließen, **Mykene** thatsächlich durch seine Kultur auf die Inseln und weite Küstengebiete des ägäischen Meeres einen großen Einfluß geübt haben muß. Sie erhält eine weitere Bekräftigung auch dadurch, daß die homerischen Gedichte uns die Herrscher von Mykene als mit einer Art Vorherrschaft ausgestattete Oberkönige zeigen, denen die übrigen Fürsten auf Grund feierlich beschworener Verträge Heeresfolge zu leisten haben. Wenn nun auch diese Vorherrschaft Mykenes wieder zerfiel, nachdem sie vielleicht zu Eroberungszügen nach Westasien, die die **geschichtliche** Unterlage der Ilias bilden, benutzt worden war, so wurde damit doch nicht der Drang nach politischem und religiösem Zusammenschluß der kleinen Stämme und Gemeinden ertötet.

Neue Amphiktionieen bildeten sich, und die ältere delphische erhielt eine neue Organisation. **Poseidon** und **Ge**, die als **Demeter** die Stammesgöttin und „Volksmutter" der Achäer war, verließen die Orakelstätte*) und räumten sie dem aus unbekannter Fremde, vielleicht aus Phrygien gekommenen Apollodienst ein, als dessen Vorkämpfer dann die Dorier auszogen und die Vorherrschaft der Südachäer durch Eroberung des größten Teiles der Peloponnesos stürzten.

Nunmehr begann das delphische Orakel seine ganz Griechenland umspannende Thätigkeit und griff mit allgemein anerkanntem Ansehen nicht nur in Sachen der Religion ein,

*) Pausanias, X, 5, 6.

sondern auch in politische und private Angelegenheiten. Den Bemühungen der klugen delphischen Priesterschaft gelang es bald, ihr Heiligtum zu einem Mittelpunkte des Hellenentums zu machen, das auf diese Weise immermehr zum Bewußtsein seiner nationalen Zusammengehörigkeit gelangte. Ein Ausdruck desselben sind die großen Nationalfestspiele und Nationalzusammenkünfte in Olympia und zu Delphi, am Isthmus und zu Nemea, von denen die ersteren eine für ganz Griechenland giltige Zeitrechnung im Gefolge hatten.

Wer möchte angesichts dieses mit elementarer Gewalt sich kundgebenden Dranges nach Zusammenschluß, der an verschiedenen Punkten Griechenlands größere Stammesvereinigungen z. B. in Attika und in Böotien ins Leben rief, ehe noch das Nationalgefühl völlig erwacht war, leugnen können, daß er einen tiefgehenden Einfluß auf die hellenischen Mythen und Kulte ausgeübt haben muß? Die kleineren Gemeinden und Stämme mußten dabei notwendig zu Gunsten der für die neuen größeren Stammesgemeinschaften angenommenen Mythen und Kulte einen Teil ihrer religiösen Eigenart opfern, wenn ihnen auch noch ein reichliches Maß von Selbständigkeit und Freiheit in politischen wie in religiösen Dingen verblieb. Jedenfalls wurde eine solche Sakralverbindung in schonendster Weise hergestellt. Die Zwei- oder Vieldeutigkeit der Götternamen half zunächst schon über manche Schwierigkeit und manches Bedenken hinweg. **Dann suchte und fand man Konkordienformeln, die das Credo vieler Gemeinden in sich aufnehmen und nach Möglichkeit allen gerecht werden sollten**; es sind die **Theogonieen**, deren angesehenste, weil wohl vom delphischen Orakel beeinflußte, die unter **Hesiods** Namen erhaltene ist. Ihre Entstehungszeit fällt ziemlich mit dem Beginn der Olympiadenrechnung, diesem deutlichen Ausdrucke des erwachten nationalen Bewußtseins, zusammen. Die Gottheiten der kleinen Gemeinschaften oder Stämme, die in ihrem inneren Wesen einander gleich waren und sich nur durch ihre Namen und die Ausgestaltung ihrer Mythen und Kulte unterschieden, wurden mit dem Nationalgott Zeus und seinem weiblichen Gegenbilde in irgendwelchen verwandtschaftlichen Zusammenhang gebracht oder als Heroen und Heroinen, als Nymphen u. dgl. seinem Hofstaat eingereiht. **So entstand denn statt der einfachen Gottfamilie, die der Hymnus der Peleiaden von Dodona in altehrwürdiger, schlichter Weise preist** und die unter anderen Benennungen und mit mehr oder minder verschieden ausgebildetem Kult den Mittelpunkt der Religion jeder Gemeinde oder jedes Stammes in Griechenland gebildet hat, **jenes Panteon der griechischen Mythologie, das nicht mehr dem dürftigen Haushalt eines Familienvaters oder kleinen Stammeshäuptlings, sondern der prunk- und ränkevollen Hofhaltung eines morgenländischen Großkönigs gleicht.**

Natürlich behaupteten bei dieser Neuordnung der Mythen und Kulte die mächtigeren und führenden Stämme für die ihrigen den Vorrang und ließen denjenigen der kleineren Gemeinschaften oft nur eine sehr bescheidene Rolle. Unverwehrt blieb es aber diesen, ihre alten Mythen und Kulte neben den neuen Nationalmythen für sich beizubehalten und weiter zu pflegen, doch gerieten diese natürlich immermehr in Verwirrung und verfielen schließlich der Verachtung der Gebildeten. Solche Zustände, die durch Aufnahme asiatischer und thrakischer Kulte ganz unheilbar wurden, führten endlich unausbleiblich zu jenem Mythenchaos, als welches sich die griechische Mythologie uns jetzt darstellt.

Aber nicht nur durch freiwillige Vereinigung von Gemeinden und kleineren Stämmen zu einer größeren sakralen und politischen Verbindung, auch auf dem Wege der Gewalt und des Zwanges konnte eine Vermischung von Mythen- und Kultkreisen erfolgen, und ist thatsächlich auch vielfach erfolgt. Stießen zwei Stämme feindlich zusammen, und blieb der Sieg des einen über den anderen zweifelhaft und unvollständig, so fand oft eine vertragsmäßige Vereinigung derselben statt, die notwendig auch eine Vereinigung und Angleichung ihrer Mythen und Kulte nach sich zog. Daß eine solche verwirrend und verdunkelnd, wenn nicht verstümmelnd oder zertrümmernd auf die ursprüngliche Form des Mythos gewirkt haben muß, bedarf keines weiteren Beweises.

Unterlag die eine der kämpfenden Parteien vollständig, so ergaben sich verschiedene Möglichkeiten. Zuweilen nahmen, wenn auch mit geringeren Rechten, die Eroberer, um sich zu stärken, die Unterworfenen in ihre Gemeinschaft auf; dann bestanden wohl Mythos und

Kult, oder sagen wir kurz, die Religion der Besiegten neben der Religion der Sieger eine Zeit lang fort, bis beide Religionen sich endlich zu einem Gebilde vereinigten, das keineswegs in allen seinen Teilen gleichartig und widerspruchsfrei war. Gewöhnlich aber trug bei diesem Ringen die Religion ebenso wie die Sprache der höher kultivierten Gemeinschaft, wenn sie auch die unterworfene war, auf die Dauer den Sieg davon.

Wurden die Besiegten, wohl oft nach vorangegangener Zehntung und Güterberaubung, völlig geknechtet, so wurde ihre Religion eben eine Religion der Knechte, auf welche die siegreichen Herren mit Verachtung herabblickten und über die sie ihren Spott und Hohn ergossen. Die Sitten der Besiegten mußten, wenn sie vor ihrer Unterwerfung nicht roh waren, verrohen, und ihre Mythen teilten dasselbe Schicksal. **Die Roheit der Mythen und Kulte ist daher, wie im Verlauf dieser Untersuchung an anderer Stelle ausgeführt werden wird, durchaus nicht immer das Uranfängliche; sie ist auch vielfach durch Verderbnis reinerer und edlerer Formen entstanden.** Dies sollten sich jene Forscher recht nachdrücklich merken, welche in den rohesten Mythen und Kulten eben wegen ihrer Roheit und Ungestalt auch die ältesten erkennen wollen.

6.

Überall, wo eine Religion die andere unterdrückt oder mit einer anderen sich vereinigt, entsteht **Aberglaube.** Es ist dies entweder der von den herrschenden Eroberern verachtete, verzerrte, in seiner freien Entfaltung gehemmte, im Elend der Unterdrückung verrohte Glaube der Besiegten, der abseits von den Orten, wo die Herren ihren Kult glänzend entfalteten, in den jämmerlichen Hütten fröhnender Dörfler ein kümmerliches, aber doch äußerst zähes Dasein fristete, oder er umfaßt all die Mythen und Kulte, welche bei einer vertragsmäßigen Vereinigung zweier Stämme und Kulte aus dem Credo als ferner nicht mehr verpflichtend ausgeschieden wurden, aber von einzelnen, die unter sich kleinere Gemeinschaften bildeten, bewahrt und festgehalten wurden, weil sie in ihrer Gewissensangst sich vom Glauben ihrer Kindheit nicht loszureißen vermochten.

Doch auch ohne friedliche oder gewaltsame Vereinigung zweier Stämme und Völker kann eine Beeinflussung einer Religion durch die andere stattfinden, die oft bis zur Verstümmlung, ja Vernichtung einer derselben gehen kann; immer bleiben aber Spuren der vernichteten als „Aberglaube" zurück. Es kann eine mehr oder minder weitgehende Entlehnung von Mythen und Kulten aus den Religionen benachbarter Stämme stattfinden. Es ist der Fall nachweisbar, daß eine Gemeinde oder ein Stamm, wenn er sah, daß die Nachbarn in glücklicheren Verhältnissen sich befanden und in ihren Unternehmungen erfolgreicher waren, dieses Glück und diese Erfolge dem von den Nachbarn geübten Kult zuschrieben und daher ebenfalls sich denselben anzueignen suchten. Wenn auch nicht alle Völker bei Aneignung fremder Mythen und Kulte so weitherzig waren wie die **Römer,** welche z. B. die Juno von Veji zur Niederlassung in ihrer Stadt einluden oder das Steinidol der asiatischen Magna Mater in feierlichem Zuge einholten, so dachten auch nicht viele so engherzig wie die **Kannier,** die mit den Waffen in der Hand an die Grenzen zogen, um das Eindringen der *θεοὶ ξενικοί* abzuwehren.*)

Nicht selten wird auch eine Religion durch Handelsverkehr, durch Niederlassung von Fremden, durch Söldner oder Sklaven, durch predigende Sendboten in neue Bahnen gelenkt und verliert ihre Schlichtheit und Ursprünglichkeit. Nehmen einzelne in der Gemeinschaft diese fremden Mythen oder Kulte ganz oder teilweise an und gehen ihre besonderen Wege, so bildet sich ebenfalls Aberglaube, d. h. religiöse Meinungen und Bräuche, die mit der herrschenden Stammesreligion nicht übereinstimmen.

Sehr tiefgreifende Veränderungen erleidet auch der Mythos, wenn aus dem Schoße einer schon bestehenden religiösen Gemeinschaft eine neue mit anderem Credo und besonderem Kult sich ausscheidet und nach Herrschaft ringt. Es kann dies geschehen, entweder wenn die Kluft zwischen der Erfahrung und den Bedürfnissen der Gegenwart einerseits und dem ihnen

*) Vergl. Herod. I, 172.

nicht mehr entsprechenden, erstarrten Mythos und Kult anderseits im Laufe der Zeiten so groß und klaffend geworden ist, daß eine Abhülfe, eine Reform, eine Anpassung an die veränderten Verhältnisse und die Bedürfnisse der Gegenwart dringend erforderlich ist, oder auch, wenn einem mächtigen, führenden Geiste es gelingt, andere in den Bann seiner Ideen zu zwingen und mitfortzureißen. Die Neuerer werden von den Hütern der bisher herrschenden Religion meistens aufs heftigste bekämpft, weil sie das Gefüge der bestehenden Ordnung, mit dem zahllose Interessen einzelner verknüpft sind, erschüttern oder durchbrechen wollen. Dann kämpft Mythos gegen Mythos, bis der eine völlig niedergerungen ist, oder ihre Verteidiger infolge gänzlicher beiderseitiger Erschöpfung sich vertragen müssen. Die siegreiche Religion, deren Bekenner durch den Kampf gewöhnlich zu „fanatischer" Wut erhitzt sind, sucht ihre Gegnerin wie böses Unkraut auszurotten. Aber gewöhnlich kann die besiegte Religion nicht völlig ausgetilgt werden, und, ob verfolgt oder geduldet, es lebt ein Teil ihrer Mythen und Bräuche fort, wenn auch als „Aberglaube" gebrandmarkt und verhöhnt.

Noch andere Ursachen des Aberglaubens lassen sich denken. Er beginnt zu keimen und zu wachsen gleich bei der Bildung eines Mythos und Kults; er ist ein Schmarotzergewächs, das jede Religion gleich von ihrem Entstehen an umrankt und umspinnt. Der Mythos wurde eben von den verschiedenen Mitgliedern derselben Gemeinschaft verschieden aufgefaßt. Die Geistesblinden und Geistesblöden stellten sich seine Bedeutung und Tragweite anders vor als die erleuchteten und geweckten Geister, die Führer und Herrscher anders als ihre Unterthanen, die Begüterten anders als die Armen und Knechte. Auch schritten allmählich einzelne oder ganze Klassen und Kasten weiter in Erkenntnis und Erfahrung vor, während die anderen zurückblieben und nicht ahnten, daß die Weltanschauung und Sitte ihrer führenden Brüder sich gewandelt habe, daß für diese, mochte die äußere Form des Mythos auch noch so sorgsam gehütet und bewahrt werden, in der alten, ehrwürdigen Wort- und Formelhülle eine andere Seele wohne, daß diese auch den alten Bräuchen, wenn sie auch äußerlich sie unangetastet ließen, einen andern Sinn unterlegten.

Besonders mußte dies eintreten an Orten, die abseits oder fern von dem lichtspendenden Mittelpunkte der Gemeinschaft lagen. Hier mußten sich notwendig veraltete Weltanschauung und Sitte erhalten, vielleicht auch eigenartig oder roh weiterbilden. Während der eine Teil der Gemeinschaft in bevorzugter Lebenslage in der Kultur vorschritt und die alten Naturgottheiten zu Kulturgöttern und geistigen Potenzen weiterbildete, blieb der andere Teil, zu dem die Kulturerrungenschaften nicht gelangten, den alten rohen Mythen und Gebräuchen treu, die, von ihren erleuchteten Brüdern verachtet, zum „Aberglauben" wurden.

Schließlich mußte auch jede Veränderung der Wohnsitze, jede Wanderung der Gemeinschaft oder einzelner Teile derselben Mythos und Kult in tiefgreifender Weise beeinflussen. Es ist dies für die Entwickelung des Mythos eine so bedeutungsvolle Thatsache, daß sie später hier ausführlich noch erörtert werden muß. Hier genügt vorläufig die Hindeutung, daß Mythos und Kult durch ihren Ursprung in engster Beziehung zu dem von der Gemeinschaft zuerst bewohnten Lande stehen und daß, mag die Gemeinschaft auch noch so sehr bemüht sein, ihre äußere Form aufrecht zu erhalten, sich Mythos und Kult mit Veränderung der Wohnsitze ebenfalls unausbleiblich in ihrem Wesen verändern müssen. Auch wird die Weltanschauung und Lebensführung der eingewanderten Väter, die noch die schmerzlich süße Erinnerung an die alte liebe Heimat im Herzen hegen, grundverschieden sein von den Anschauungen und Sitten ihrer im neuen Lande geborenen und erzogenen Kinder. Auch hier ist wieder günstiger Boden, in dem der Aberglaube Wurzel schlagen und üppig wuchern kann, da die einen mehr, die anderen weniger für die Verhältnisse der neuen Heimat empfänglich sind und sich ihnen anzupassen vermögen. Neben der allmählich zur Herrschaft sich durchringenden Weltanschauung und Lebensführung wird immer eine mehr oder minder große Zahl eine besondere, aus Überbleibseln früherer Mythen und Kulte gebildete Religion sich ängstlich zu erhalten suchen.

Aus den vorstehenden Untersuchungen über die Quellen des Aberglaubens ergiebt sich, daß derselbe durchaus nicht bloß, „niedere Mythologie" ist, sondern daß auch vieles darunter

ist, was einmal Mythos eines Kulturvolks war, dann aber unter der Ungunst der Verhältnisse verkümmerte und wieder verrohte. Der Aberglaube kann also ganz verschiedene Ursprünge haben; er besteht entweder aus den Mythen und Bräuchen kleinerer oder größerer Teile einer Gemeinschaft, die in der Kultur hinter ihren Stammesgenossen zurückblieben, oder er umfaßt die verkümmerten, verachteten Mythen und Bräuche unterworfener, geknechteter Gemeinschaften, die im Kampfe zweier Stämme oder zweier Religionen unterlagen, oder schließlich er verwendet das bei friedlicher Vereinigung zweier Stämme und ihrer Religion zum Aufbau der neuen Mythen und Kulte nicht gebrauchte oder verworfene alte Material, das aber immerhin noch einzelnen, zu kleinen Gemeinschaften sich zusammenschließenden Mitgliedern des Stammes so kostbar und heilig erschien, daß sie nicht davon lassen wollten.

7.

Letzteres ist besonders bei den griechischen Stämmen in ausgedehntem Maße der Fall gewesen. Bei Bildung der Sakralverbände oder größerer politischer Vereinigungen, die ohne religiöse Bindemittel in jenen Zeiten noch nicht möglich waren, brauchten, wie schon bemerkt, die kleinen Gemeinden oder Stämme ihre besonderen Mythen und Kulte nicht aufzugeben, aber diese traten naturgemäß gegen den neuvereinbarten Mythos und Kult der größeren Gemeinschaft zurück und fristeten als örtliche Mythen oder Kulte ein bescheidenes, halbverschollenes Dasein. Aus ihrer Verschollenheit retteten dann viele wohl die Neugier eines Altertümlers, die pedantische Sammelsucht eines Periegeten, die Not eines stoffhungrigen Dichters und vor allem die Bemühungen der Kultpfleger und Lokalpatrioten. Soweit als angängig hatten die Ortsmythen, freilich oft gekürzt und entstellt, in den „Theogonieen," diesen Konkordienformeln der griechischen Stammesreligionen, Aufnahme gefunden; nur zu einem bescheidenen Teil wurden sie auch zum Aufbau der großen Nationalepen verwandt, welche, durch Vereinigung erweiterter und verweltlichter Kultlieder entstanden, Ausdruck und Bethätigung des erwachenden und aus den engen Verhältnissen der Regionalinteressen sich losringenden Nationalbewußtseins sind.

Sind die Ilias und Odyssee mit ihren vielen Weiterbildungen und Fortsetzungen auf diese Weise entstanden, sind sie durch die Arbeit mehrerer Jahrhunderte unter unausgesetzten Umbildungen, Ergänzungen, Ausscheidungen, Überarbeitungen und Nachfeilungen zu der Form endgültig gekommen, in der sie uns überliefert sind, so kann kein Zweifel sein, daß diese Dichtungen, ebenso wie die weit ausgesponnenen Erzählungen von Theseus, den Argonauten, der Kalydonischen Jagd und den Heraklesabenteuern, für die Mythenforschung nur eine höchst vorsichtig zu benutzende Quelle, aber nimmermehr Grundlage und Ausgangspunkt für Erforschung der griechischen Mythologie sein können.*)

Um die griechischen Mythen in ihrer ältesten, ursprünglichsten Form kennen zu lernen, muß man den Götterstaat der Ilias und Odyssee beiseite lassen und zu jenen rohen, halbverschollenen „Ortssagen" der kleineren Gemeinden und Stämme zurückkehren. In seltsamster Verkehrung der thatsächlichen Verhältnisse und jeder geschichtlichen Entwicklung werden diese Ortssagen, weil sie erst bei späteren Schriftstellern sich finden, als **„nachhomerisch"** bezeichnet, die „homerischen" Gedichte dagegen als die ältesten und echtesten Mythen hingestellt und zum unverrückbaren Ausgangspunkte jeder Forschung auf dem Gebiete der griechischen Mythologie erklärt. Wie sich aber aus den an früherer Stelle dargelegten Gründen ergiebt, ist die ursprüngliche Gestalt der zur Ilias verschmolzenen Mythen bezw. Kultlieder aus dieser Dichtung selber nicht mehr klar und vollständig festzustellen. Es hängt dies auch mit der eigentlichen Tendenz des Gedichtes zusammen.

---

*) Diejenigen Mythologen, welche die Homerischen Gedichte zur einzig maßgebenden und ältesten Quelle für die Erforschung der griechischen Mythen machen wollen, sollten doch die Worte Herodots (II, 63) beherzigen: „Hesiodus und Homerus, die, wie ich glaube, nur um vierhundert Jahre älter sind als ich, sind es zunächst, welche den Griechen ihr Göttergeschlecht geschaffen, den Göttern ihre Namen gegeben sowie Ehren und Künste unter sie verteilt und ihre Gestalten bezeichnet haben."

Die Ilias zeigt das Bestreben, auf religiösem wie auf politischem Gebiete eine nationale Einheit zu begründen und die Griechen als „Achäer" oder „Danaer" gegenüber dem Auslande, den „Barbaren" oder den Bewohnern des jenseitigen Landes (den Τρῶες) als geschlossenes Ganze unter der Vorherrschaft von Mykene darzustellen, bereits bis zu einem gewissen Grade erfolgreich. Der olympische Götterstaat, das griechische Pantheon, zu dem die verschiedensten Stämme und Zeiten ihren Beitrag geliefert haben, ist vollendet; jeder Gott hat im olympischen Reich seine Würde und Obliegenheit unter der Vorherrschaft des Zeus Kronion erhalten, dessen irdisches Abbild der die griechischen Stämme führende Völkerhirt, der „Zeus" Agamemnon von Mykene ist, der aber, ebenso wie sein irdischer Vertreter, gelegentliche Empörungen seiner trotzigen, machtbewußten Vasallen niederzuwerfen, ihre Eigenmächtigkeiten zu rügen, ihren Groll zu ertragen und ihren auf seinen Sturz abzielenden Ränken entgegen zu arbeiten hat. Alle Gottheiten der kleinen Gemeinden und Stämme, die als Großwürdenträger und Nahgesippte des Götterkönigs nicht untergebracht werden konnten, die in doppelter Hinsicht sogenannten „dii minorum gentium" wurden in irgendwelcher Weise, besonders aber als „Heroen" und „Heroinen" oder Nymphen eingereiht, nachdem der Begriff „Heros", der ursprünglich nur dem als Kind und Sprossen des Vaters Himmel und der Mutter Erde gedachten Vertreter des Wachstums zukam, in einer ganz maßlosen Weise erweitert worden war.

Demselben Bestreben, die griechischen Stämme unter argivischer Führung geeint darzustellen, dient in anderer Weise auch die **Heraklessage**, indem sie die meisten griechischen Landschaften in den Kreis ihrer Abenteuer zieht und so mit dem Helden von Argos verknüpft. Jeder kleine Stamm, jede Gemeinde wollte irgend einen Anteil an dem allbewunderten Heros haben, und so dehnten sich seine Arbeiten und Abenteuer immer weiter aus. Dieser Sucht kam man von Argos her bereitwillig entgegen, das auf diese Weise seiner Vorherrschaft eine religiöse Stütze verschaffte. Nur durch diese argivische Vorherrschaft, die Jahrhunderte lang gewährt haben muß, ist es zu erklären, daß die argivische **Hera** statt **Dione**, die in dem alten Kult von Dodona als Gattin des Zeus erscheint, oder statt der **Demeter**, die ihrem Namen nach als „Erd- und Volksmutter" bei anderen Stämmen dem Himmelsherrscher gesellt war, die Stelle als allgemein anerkannte Götterkönigin erhalten konnte.

Die **Argonautensage** verfolgt ähnliche Zwecke wie die Ilias und Heraklessage. Indem sie fünfzig der berühmtesten Heroen Griechenlands als Vertreter verschiedener Stämme in der Argo vereinigte, um das **goldene Vließ, das Sinnbild des in die Außenwelt entführten Wachstums, zugleich mit der durch ihre Zauberkünste alles verjüngenden Göttin des Naturlebens Medeia** heimzubringen, führte sie auch in nachdrücklicher Weise den Hellenen die Erfolge eines einheitlich geleiteten nationalen Zusammenwirkens vor Augen.

Solche Zwecke liegen der **Odyssee** allerdings ganz fern und darum hat sie auch ihren Charakter als Mythos getreuer bewahrt als die Ilias. Sie will nicht die Hellenen zu einem großen Unternehmen einheitlich verbunden vorführen und beschreibt deshalb einen viel engern Kreis als die Ilias. Sie ist vorzugsweise Eigentum des aiolischen Stammes und zwar seines westlichen, vom Parnaß, wo Autolykos, des Odysseus Großvater, „im hohen Mutterhause" wohnt, über die Inseln des jonischen Meeres, die Westküste der Peloponnesos, Ätolien und Epirus sich ausbreitenden Zweiges.

Aber Ilias und Odyssee sind in ihrer jetzigen Gestalt kunstvolle Dichtungen, an denen viele Hände während vieler Jahrhunderte gearbeitet haben; alles, was in der Geschichte der Götter und Heroen zum Aufbau der Handlung nicht zu verwenden war, alles was der Einheit des Planes, die in der Ilias nur mühsam hergestellt werden konnte, widersprach, alles, was geläutertem Kunstgeschmack roh und abstoßend erschien, wurde ausgeschieden und verworfen, obwohl es in den Mythen der kleinen Gemeinden und Stämme uraltes, heiliges Ansehen hatte. Nur einzelne Züge verraten in der Ilias noch die alten Mythen mit ihren Naturbeziehungen, z. B. die „heilige Hochzeit" des Zeus und der Hera auf dem Gargaros sowie **die Gegnerschaft zwischen Zeus Kronion und Poseidon, die jedoch in der Odyssee viel schärfer hervortritt und ihr eigentliches Thema ist.**

Es kann mit voller Sicherheit behauptet werden, daß die „Homerischen Gedichte" die Mythen in ihrer Vermengung und Verstümmlung, in verweltlichter, ihrer ursprünglichen Bestimmung entfremdeter Gestalt uns vorführen, daß die „Ortssagen" dagegen, auch wenn sie sich bei sehr späten Schriftstellern finden, die reinere Quelle für die Mythenforschung sind, weil sie das ältere Material, wenn auch in schlichter, oft roher Form uns bieten. Wie ist es überhaupt denkbar, daß, nachdem die homerischen Gedichte **Penelope** als das keuscheste Weib, als Muster und Vorbild aller Ehefrauen gepriesen hatten, man „nach Homer" solche **sinn- und zwecklosen** Geschichten erfinden konnte wie die Buhlschaft der Penelope mit allen Freiern oder mit Hermes, dem sie den Pan gebar? wozu erfand man ihre Namen Arnaia und Arnakeia, die Sagen von ihrem Meeressturz und ihrer Verwandlung in einen Meeresvogel, einen *Πηνέλοψ*? Ganz Griechenland würde sich empört haben gegen einen Dichter oder Mythographen, der diese in den homerischen Gedichten mit solcher Reinheit und Hoheit ausgestattete Frauengestalt derartig ohne jeden Zweck und Sinn besudelt hätte!

Es ist also nur der Schluß möglich, daß alle diese Dinge und noch vieles, vieles andere, was die alten Mythen der früheren kleinen Gemeinschaften und Stämme aufbewahrt haben, von den Dichtern, die aus den einzelnen Kultliedern einheitliche nationale Epen schufen, als unverwendbares, zu künstlerischen Zwecken nicht geeignetes Material ausgesondert und abgestoßen worden sind.

Mehr noch als in der Ilias finden in der Odyssee sich Stellen, die aus dem Gedichte selber nicht erklärt werden können, Stellen, in denen der alte Mythos und Kult unmittelbar zu Tage tritt. Wie will z. B. die bisherige Erklärung der Odysseussage jene dunkle Weissagung des Teiresias deuten, die Odysseus gebietet, das Ruder in eine Worfel zu verwandeln und damit weit einwärts ins Land zu gehen, wenn er sich lange in seiner Herrschaft behaupten wolle? Welche Auslegung vermag sie zu geben der eigentümlichen Art, wie Odysseus das eheliche Schlafgemach zimmert und sein Bett an den Oelbaum befestigt?*) Warum bezeugt Athene eine solche Vorliebe für den schlauen Ithakesier? Über alle diese Fragen, die durch Heranziehung der Ortskulte ihre volle und ganze Lösung finden, müssen die auf ihre „Akribie" so stolzen Vertreter der Ansicht, daß die homerischen Gedichte uns die griechischen Mythen in ihrer ältesten Gestalt bieten, rasch hinwegschlüpfen, oder sie müssen sich mit irgend einer schillernden Erklärung begnügen.

Entschieden muß meiner Ansicht nach mit diesem bisher so beliebten Verfahren gebrochen werden, die homerischen Dichtungen zur Grundlage für die Erforschung der griechischen Mythologie oder auch nur, wie es neuerdings geschehen ist, zum Ausgangspunkte für die **Erforschung des Seelenkults bei den Griechen** zu machen. Beseitigt, mit Stumpf und Stiel beseitigt werden muß jenes irreführende Gerede von „nachhomerischen" Mythen, von dem gewisse philologische Katheder-mandarinen nicht lassen können. Freilich ist das von ihnen so warm verteidigte Verfahren sehr bequem; auch kann man sich dabei den Ruf eines „exakten" Forschers so schön bewahren; aber die Prämisse, daß die homerischen Gedichte das *A* und das *Ω* der griechischen Mythenforschung sein und bleiben müßten, ist falsch, grundfalsch, und der auf dieser Grundlage errichtete Bau hat zu Quadern und Balken nur Trugschlüsse und Irrtümer.

Was hier von den homerischen Gedichten gesagt ist, gilt in gleicher Weise von den großen Epen Indiens und den von den keltischen und germanischen Dichtern behandelten Sagenkreisen des Mittelalters, ja auch von der Tiersage, die ursprünglich ein Mythos war.**) **Sie alle ruhen auf mythischem Grunde und sind aus Kultliedern hervorgegangen, haben aber ihren religiösen Charakter und ihren Zusammenhang mit Mythos und Kult durch allzu ausgedehnte Erweiterungen, Verschmelzung mit anderen Mythenkreisen und Einmengung fremdartiger Bestandteile verloren; sie sind in ihrer jetzigen Gestalt verweltlichte und ihrer ersten Bestimmung völlig entfremdete Gebilde.**

---

*) Od. XXIII, 185 ff.

**) Vgl. meine „Studien zur griechischen Mythologie" 2. Folge 1890. S. 144—146.

8.

In der Vermischung und Verwirrung, in der Verdunklung und Verstümmlung, die die Mythen durch Bildung von Sakralverbänden, durch friedlichen oder gewaltsamen Zusammenschluß von Gemeinden und Stämmen zu einer größeren politischen und religiösen Verbindung, durch Kampf zweier Religionen gegeneinander, durch das Wuchern des Aberglaubens, das Fortschreiten der Kultur, durch Wanderungen und das Eindringen von Mythen und Kulten aus der Fremde, durch die reformatorische oder umwälzende Thätigkeit führender Geister erlitten, ist auch eine der Hauptursachen der sog. **Irrationalität des Mythos**, seiner vielen Ungeheuerlichkeiten, Unsittlichkeiten und Schändlichkeiten zu suchen. **Geringere Schuld als man gewöhnlich annimmt, trägt an der Entartung und Verderbnis des Mythos das Fortschreiten der Erfahrung, die Wissenschaft, die man gern als Zerstörerin des Mythos bezeichnet.**

Mythos und Wissenschaft waren ursprünglich ein und dasselbe, und beide geben die in redlichem Bemühen gefundene, wenn auch irrige Weltanschauung einer Gemeinschaft wieder. Der stets rege, nimmer ruhende Erkenntnistrieb, der eigentlich nur eine Bethätigung des allgewaltigen Selbsterhaltungstriebes ist, taumelt aber bei Bildung einer Welt- und Lebensanschauung zuerst von Irrtum zu Irrtum, weil er sich da, wo Sinn und Verstand zum Erkennen des ursächlichen Zusammenhangs nicht mehr ausreichen, von der Gauklerin Phantasie berücken läßt. Eine Zeitlang gilt dem Menschen der mit ihrer Hilfe gewonnene Irrtum für Wahrheit und bildet den Bestand seines Wissens. Da dieses Wissen aber nur ein vermeintliches ist, weil es auf den Irrtum sich gründet und nichts als Irrtum ist, so erzeugt es immer wieder neuen Irrtum, bis der mit großer Zähigkeit lange festgehaltene Irrtum zuletzt so fühlbar, so handgreiflich wird, daß auch ein schwacher und blöder Sinn ihn merken muß. Dann stürzt der Mensch diesen Bau des Irrtums und der Selbsttäuschung nieder, um einen neuen, oft nicht weniger trügerischen an seine Stelle zu setzen. So geht es fort im Wandel und Wechsel der Zeiten, bis die erste probesichere Erfahrung und damit der feste archimedische Punkt außerhalb des Irrtums gewonnen ist, auf den eine neue Weltanschauung sich gründen kann. Hat das Erkennen einmal diese Staffel erreicht und damit die erste Grundlage zu wahrer Wissenschaft gelegt, so ist es zwar noch nicht vor weiteren Irrtümern geschützt, aber es hat doch einen Krystallisationspunkt gewonnen, an den im Laufe der Zeiten andere im Glutfeuer der Erfahrung erhärtete Thatsachen sich ansetzen können. Immermehr muß dann das Scheinwissen schwinden, immer mehr die wahre Wissenschaft zur Geltung kommen.

Hieraus entspringt der unversöhnliche Gegensatz zwischen Mythos und Wissenschaft. Der echte Mythos ist, wie schon bemerkt, ursprünglich durchaus nicht im Gegensatz zur Wissenschaft entstanden. **In ihren Anfängen sind Mythos und Wissenschaft gleich; der Mythos beansprucht das wahre Wissen zu bieten ebenso wie die Wissenschaft, ja in noch höherem und vollerem Maße als diese. Aber er legt das, was einmal in einer früheren Zeit, die in den meisten Fällen eine sehr kindliche, urteilslose und erfahrungsarme Zeit war, eine größere oder kleinere Gemeinschaft von Menschen zu wissen vermeinte, mit all seinen Irrtümern und den für die Lebensführung daraus sich ergebenden Folgerungen ein für allemal fest und will so, jeden Fortschritt und jede Weiterbildung streng abwehrend, die Gemeinschaft für alle Zeiten in ihrem Gewissen und ihrer Lebensführung an den Irrtum binden.**

Nun giebt es in der Entwicklung des Mythos eine Zeit, in der er sozusagen noch flüssig war und noch nach Form und Gestaltung rang; dann eine, in der er schon feste Form angenommen hatte, aber doch immer noch eine gewisse Biegsamkeit und Schmiegsamkeit besaß; weiterhin eine, wo er, zu einem fest formulierten, durch Überlieferung geheiligten und schriftlich aufgezeichneten Credo erstarrt und versteinert, jeder Veränderung und Modelung widerstrebte, und schließlich eine Zeit unaufhaltsamer Entartung und Verderbnis, wenn er, mit anderen Mythen vermischt und vermengt oder aus seinem Heimatboden gerissen, seinen eigenen Bekennern unverständlich geworden ist. Die erste Periode ist jene Zeit, wo er im Schoße der ältesten und natürlichsten Gemeinschaft, der Familie, des Geschlechts, des Stammes, an der Hand wirklicher oder vermeintlicher Erfahrung sich bildete, ohne daß seine Schöpfer und

Bildner selber über das unter ihren Händen und vor ihren Augen entstehende Gebilde sich klar waren. In dieser Zeit deckte sich Mythos mit Wissen und Erfahrung, d. h. mit dem, was jene kindliche Zeit für Wissen und Erfahrung hielt. Noch war alles in chaotischem Gewirre, ein unsicheres Tappen und Tasten; man sichtete und sonderte noch nicht streng, noch konnte die eine mythische Vorstellung die andere zwangslos ablösen, der eine Brauch den anderen leicht ersetzen. Erst allmählich nahmen die irrigen Vorstellungen von der Welt und dem Dasein eine bestimmte Form an und gewannen einen innigeren Zusammenhang. Anstatt länger zwischen den Ausgeburten irriger Erkenntnis hin- und herzuschwanken, weil auf die Dauer alles Zagen und Schwanken als schädlich sich erweist, entschied sich die Gemeinschaft für eine bestimmte Richtung und legte sich eine Weltanschauung und Lebensführung nach Maßgabe des Jahreskreislaufs und der klimatischen Verhältnisse ihres Landes in ihren ersten Grundzügen fest, ohne jedoch das Einzelne schon zu regeln und das Ganze fest und unabänderlich zu umgrenzen. Diese Grundzüge des Mythos und Kults wurden dann durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht weitergegeben; die Erzeuger prägten sie ihren Kindern von frühester Kindheit an als echte Wissenschaft und erprobte Erfahrung ein und begannen so schon das Wissen und die Lebensführung zu **binden**.

Aber noch waren Mythos und Kult biegsam und für neue Eindrücke und Vorstellungen, für wirkliche oder vermeintliche neue Erfahrung noch aufnahmefähig. Kulturfortschritte, Änderungen in der Lebensweise oder Wechsel des Wohnsitzes, die aus der Fremde zugeführten neuen mythischen Vorstellungen lassen sich dem bestehenden Mythos, wenn auch nicht immer ohne Schwierigkeit und Zwang, noch anreihen oder angleichen, da die mündliche Überlieferung bei ihrer Unsicherheit dies gestattete, und besonders da der Mythos selber im einzelnen noch nicht feste Gestalt gewonnen hatte und in seinem Ganzen noch nicht scharf umrissen war.

In die dritte Phase seiner Entwicklung tritt der Mythos ein, wenn er in eine unantastbare sakrale Form gebracht und schriftlich festgelegt ist. Dann ist er erstarrt und versteinert, und jede Veränderung, die man mit ihm vornimmt, führt zur Verstümmlung oder Zertrümmerung. Oft werden diese Trümmer zum Aufbau eines neuen Mythos verwandt, der jedoch die Form und das innere Wesen des ersten und ursprünglichen nur selten noch erkennen läßt und der Deutung daher fast unüberwindliche Schwierigkeiten bereitet. **In dieser erstarrten und versteinerten Form, in dieser Vermischung und Vermengung mit anderen Mythen oder mit weltlichen Interessen und Zwecken, in diesem Zustand der Verstümmlung oder Zertrümmerung liegen uns heute die meisten Mythen vor. Sie vertreten die Weltanschauung längst vergangener oder verschollener Menschengeschlechter und Zeiten, aber eine kindliche, wahnbefangene Weltanschauung voller Irrtümer und Thorheiten.**

Wegen der Gebundenheit des Mythos an die Weltanschauung einer bestimmten Zeit mußte, trotz ihres gemeinsamen Ursprungs, im Laufe der Zeiten ein unausgleichbarer Gegensatz zwischen dem **gefesselten Mythos** und der frei und **fessellos fortschreitenden Wissenschaft** sich ergeben. An Versuchen diesen Gegensatz auszugleichen oder wenigstens ihn zu verhüllen hat es nicht gefehlt. Die klügelnde Priesterweisheit des Altertums war schon früh unablässig bemüht, all die Ungeheuerlichkeiten und Scheußlichkeiten, welche der Mythos den Göttern andichtete oder vielmehr, weil man ihn nicht mehr verstand, nur anzudichten **schien**, zu mildern, durch ein sinnverwirrendes Spiel mit vieldeutigen Namen und verworrenen Geschlechtstafeln zu verhüllen und in Vergessenheit zu bringen. Da aber der Mythos mit der Lebensführung aufs innigste verknüpft war, so hielt die Macht der Gewohnheit, zusammen mit der Selbstsucht bevorzugter Klassen oder Geschlechter, die Gemeinschaft streng und unerbittlich bei ihrem alten Glauben, auch wenn er zu der gewonnenen Erfahrung oder Wissenschaft bereits in schreiendem Widerspruche stand. Um dies zu ermöglichen, wurden die Sinne der gedankenlosen und urteilslosen Menge durch immer größere Prachtentfaltung des Kults geblendet und eingeschläfert; den Einsichtigeren und Gebildeteren, die zum Zweifel geneigt waren, bot man Geheimdienste und Mysterien, die angeblich den Logos des Mythos enthüllen sollten, die aber gleichzeitig entweder das sehnende Herz durch trostreichen Hinweis auf ein besseres, reineres Leben jenseits des Grabes beruhigten oder es in wildem Sinnesrausch sich selber zu vergessen zwangen.

Es kann kein Zweifel sein, daß dieser Zwiespalt zwischen dem Mythos mit all seinen Ungeheuerlichkeiten und der Wissenschaft, sobald sie ihr erstes, wenn auch noch mattes und flackerndes Licht auszustrahlen begann, von einsichtigen, denkenden Männern schwer empfunden wurde. Erleuchtete Forscher, weitschauende Staatsmänner, todeskühne Feldherren und schöpfermächtige Künstler konnten und wollten sich von den Gottheiten ihrer staatlichen Gemeinschaft, auch wenn sie gelegentlich an ihnen ihre Ironie ausließen, trotz alledem nicht losreißen, beteiligten sich vorschriftsmäßig an den öffentlichen Kulthandlungen und gedachten, wie z. B. Sokrates, der Gottheiten noch in ihren letzten Augenblicken durch Opfer und Gebet. Wie erklärt sich diese sonderbare Erscheinung? Die Erklärung liegt wohl in Folgendem. **Einerseits behauptet der Mythos Dinge zu wissen, die für die Wissenschaft immer unerreichbar bleiben werden, Dinge über die der Mensch im irdischen Leben niemals Aufschluß erlangen kann.** In dieser festen, uneinnehmbaren Centralstellung kann er sich Jahrhunderte und Jahrtausende behaupten, auch wenn von der Wissenschaft die Außenwerke eins nach dem anderen genommen werden. Anderseits bindet der Mythos Gewissen und Lebensführung der Gemeinschaft und führt an diesem Gängelbande, das aber mit dem Alter zu starrer Fessel wird, den Menschen vom ersten kindlichen Lallen an bis zu seinem letzten Hauche. Dem leichtempfänglichen Geiste des Kindes wurde der Mythos von seinen Erzeugern und Erziehern als etwas Heiliges, Unantastbares und Glückbringendes überliefert und eingeprägt, und da das Kind des Mannes Vater ist, so blieben diese tief in Gewissen und Herz gedrungenen Eindrücke für das ganze Leben haften. Diese ununterbrochene Überlieferung, die alles mit so heiligem Grauen zu umgeben wußte, erhielt dem Mythos sein zähes Leben Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch, auch nachdem die Wissenschaft Ströme und Oceane von Licht ergossen hatte. Jenes schöne Dichterwort (Schiller, Wallensteins Tod I, 4):

„Weh dem, der an den würdig alten Hausrat
Ihm rührt, das teure Erbteil seiner Ahnen!
Das Jahr übt eine heiligende Kraft,
Was grau vor Alter ist, das ist ihm göttlich“

gilt vor allem auch vom Mythos und vom Kult.

Wer von ihnen sich löst, trennt sich damit auch gleichzeitig von der Gemeinschaft, deren feste Grundlage sie bilden; giebt er aber diese Gemeinschaft auf, so zerreißt er damit die tausendfachen Beziehungen, die ihn an sie knüpfen, und entäußert sich aller Vorteile, die sie ihm bieten. Er verliert ihren starken Schutz, wird recht-, fried- und heimatlos, bricht mit seinen schönsten Erinnerungen und Gewohnheiten, muß Eltern, Sippe und Freunde verlassen. Nicht selten betrachtet ihn die Gemeinschaft als ihren Feind, der ihr festes Gefüge untergraben und damit vielfache Interessen einzelner schädigen will; sie wird ihn verfolgen, ja oft ihn martern und töten. War es da nicht natürlich, daß fast alle im Banne der Gemeinschaft blieben, indem sie treugläubig ihren Mythos „sagten“, wie die Väter sie es gelehrt hatten, und die Bräuche begingen, die sie ihnen vorschrieben?

Gegen das feste Gefüge und die Solidarität der Interessen, wie sie eine Familien- oder Stammesreligion aufweist, ist die Wissenschaft nahezu machtlos; jene zu sprengen bedarf es anderer Mittel. Ein Mythos kann eigentlich nur von einem anderen Mythos besiegt werden, weil nur ein Mythos zu jenen supranaturalistischen Regionen, wo der Mythen festestes Bollwerk liegt, emporzusteigen vermag. Vorgänge, die ebenfalls geeignet sind die Herrschaft eines Mythos und Kults zu erschüttern und auf die Dauer zu brechen, sind bereits oben erwähnt worden. Einige derselben verdienen jedoch noch eine eingehendere Besprechung, weil dadurch auch andere mythologische Fragen oder Rätsel Aufklärung erfahren.

Es wird wohl nicht bestritten werden können, daß **Mythos und Kult das Gepräge des Landes tragen, in dem sie entstanden sind, und daß bereits ausgebildete Mythen und Kulte der Natur des Landes sich anpassen, in das sie übertragen werden.** Da Mythos und Kult zusammen die Religion bilden, so hatte ursprünglich jeder Stamm diejenige (natürliche) Religion, die durch die Verhältnisse seiner Heimat bedingt war. Nun sind aber viele Stämme und Völker nicht an den Sitzen geblieben, in denen sie ihre ersten Mythen

bildeten und ihre ersten Bräuche ausgestalteten. Familien und Geschlechter, Stämme und Völker sind viel gewandert, und mit ihnen sind auch ihre Bräuche und Mythen gewandert. Nicht leicht zwar verließ der Mensch die nährende Scholle, aber zwingende Beweggründe verschiedenster Art lassen sich für diese Wanderungen denken. Übervölkerung vor allem, die in der vorgeschichtlichen Zeit sehr früh eintreten mußte, weil ein Stamm zu seinem Unterhalte weite Acker-, Weide- und Jagdgründe brauchte, trieb von Zeit zu Zeit Teile eines Stammes oder Volkes, besonders aber das junge Volk, das sonst der alten Väter gewaltsam sich entledigt hätte, aus der zu engen Heimat fort, um in unbekannter Ferne neue Wohnsitze zu suchen. Nicht immer fanden sich diese sogleich, kampf- und mühelos. Oft vertrieben die Auszügler, wo sie sich stark dazu fühlten, ein bereits seßhaftes Volk oder rotteten es aus; oft auch machten sie es sich unterthan, nachdem sie sich Teile seines Grundbesitzes angeeignet hatten, oder schlossen sich auch mit ihm zu einer staatlichen Gemeinschaft zusammen. Dauerte der Kampf lange, so wurde unausbleiblich der Ackerbauer, der harmlos und friedlich auf seinen Gefilden gewohnt hatte, zum leidenschaftlichen Krieger, und wie sein ganzes Leben nahm auch seine Religion in ihren Mythen und Bräuchen unmerklich und allmählich eine kriegerische Richtung und Färbung an. Zog sich die Wanderung ohne nennenswerte Kämpfe hin, so sahen sich die schweifenden Heimatlosen auf den Ertrag ihrer Herden und gelegentliche Jagdbeute zum Unterhalte angewiesen, und der ehemals seßhafte Ackerbauer wurde zum schweifenden, räuberischen Hirten und Jäger, der in beweglichem Zelte hauste. Die hilfreichen oder bösgesinnten höheren Wesen, die er als Ackerbauer verehrt hatte, paßten sich diesen neuen Verhältnissen an und wurden von ihm unter den Gestalten von Hirten, Jägern und Räubern gedacht. **Die Gottheiten teilen eben, in Gutem und Bösem, das Schicksal des Menschen; mit ihm zugleich werden sie erfinderisch, gesittet und edel, sinken mit ihm aber auch unter ungünstigen Verhältnissen wieder in Roheit und Grausamkeit zurück.**

Wählten die Auswanderer den Seeweg, so wurden sie, falls sie nicht sehr bald zur Ansiedlung gelangten, zu Seeräubern, die durch jeden Widerstand, den sie fanden, nur um so blut- und raubgieriger wurden. Ist aber ein Stamm einmal aus seinen alten Lebensgewohnheiten herausgerissen, so wird das, was die Not aufzwingt, wenn es nicht sonst seinen Neigungen geradezu widerstrebt, bald zu einer Gewohnheit, einer Sucht, von der er nicht mehr lassen kann oder will, und diese Sucht wirkt auf die Gestaltung der Weltanschauung und Lebensführung, also auf Mythos und Kult bestimmend ein.

Wanderte das Volk aus kälteren, trüberen Himmelsstrichen, die nur bei harter Arbeit karge Früchte gewähren, in wärmere Klimate, wo die Natur ihre Lieblinge mit der Gaben Fülle überschüttet und das Auge in Licht und satten Farben schwelgt, so wird auch die bisher trübgefärbte Welt- und Lebensanschauung und natürlich auch der Mythos, der sie wiedergibt, heiterer und sonniger, die Lebensführung träger und genußsüchtiger werden; erreicht die Wanderung erst in tropischen Gegenden ihr Ziel, wo unausbleiblich im Laufe kurzer Zeit Denken und Handeln erlahmt, wo, wie sicher nachgewiesen werden kann, eine Abneigung gegen jede geistige Anstrengung eintritt, wo noch heute, wie es scheint, der Charakter des Kulturmenschen sich eigenartig verändert und ins Böse verkehrt, so verkümmerte dort auch sicherlich der Mythos, wenn er auch vorher noch so erhaben war, und wurde zu einem gräßlichen Zerrbilde dessen, was er vorher gewesen war.

Findet umgekehrt eine Wanderung aus freundlichen, von der Natur gesegneten Ländern nach kälteren, einförmigen, unfruchtbaren Gegenden statt, so wird das warme Empfinden erkalten, die Phantasie in ihrem Fluge erlahmen, die Lebensauffassung und Lebensführung nüchterner, öder, trauriger werden. Welch ein Unterschied ist heute noch in unserer alles gleich und eben machenden Zeit zwischen der Religion des Südländers, die bei Ungebildeten vielfach nahe an das Heidentum streift, und dem rauhen, finstern Puritanismus des kalten, nebligen Caledoniens! Der rauhe, in harter Arbeit mit der Natur ringende Nordländer hat eben eine andere Weltanschauung als der von ihr verwöhnte Bewohner des üppigen, heißer Südens; der Küstenbewohner ist an andere Daseinsbedingungen gebunden als der Binnen-

länder und faßt daher auch Welt und Leben anders auf; der Sasse der fetten Ebenen legt sie wiederum anders sich zurecht als der Bewohner des Gebirges.

Bei einer Veränderung seines Wohnsitzes hat der Mensch zunächst das Bestreben sich im neuen Lande ebenso einzurichten wie in der alten Heimat; ihr entlehnt er gern die Namen für die neuen Wohnsitze, ihre Berge, Flüsse und Inseln; nach ihrem Vorbilde gestaltet er auch zuerst die neuen Kultstätten, er behält ihre Mythen bei und sucht ihre Bräuche weiter zu üben. Sehr bald aber drängt ihn die Natur des neuen Landes zur Annahme anderer, die ihr mehr entsprechen; die alte Lebensführung erleidet tiefgehende Veränderungen; der Kult muß sich vielfach mit Surrogaten, mit Ähnlichkeiten oft ganz entfernter Art begnügen. Auch der Mythos muß, weil in der veränderten Umgebung notwendigerweise auch die Weltanschauung sich anders gestaltet, trotz seines zähen Konservatismus, so sehr er sich auch sträubt und wehrt, mindestens in seinem geistigen Gehalt sich modeln und wandeln, wenn er auch in seiner äußeren Form sich mühsam aufrecht erhält. Aber dieser Widerspruch zwischen seiner äußeren Hülle und seinem inneren Wesen muß ihm auf die Dauer den Untergang bringen; der neue Wein zersprengt den alten Schlauch. Dieser innerlichen Wandlung seines Wesens ist auch vor allem ein reichliches Maß seiner Irrationalität, seiner Wunderlichkeiten und Schändlichkeiten zuzuschreiben. **Was in dem Ursprungslande des Mythos noch Sinn und Bedeutung hatte, wird zur Sinnlosigkeit und Ungeheuerlichkeit an einer neuen Siedelstätte mit anderen Daseinsbedingungen.**

Derselbe Widerspruch zwischen Form und Inhalt des Mythos entsteht auch, wie bereits früher angedeutet, **wenn ein Stamm in der Kultur fortschreitet oder aus der Kultur wieder in die Barbarei zurücksinkt.** Die Mythen eines Jägervolkes werden dem Jägerhandwerk, die eines Hirtenvolkes dem Hirtenleben, die des Ackerbauers dem Landbau in irgendwelcher Weise angepaßt erscheinen, während der Krieger seine Gottheiten sich als reisige Kämpfer, der Kaufmann und Schiffer sie als listige und verschlagene Seefahrer denken wird. Der Handwerker beurteilt die Welt und die sie beherrschenden Mächte von seinem Handwerk aus, und dieses Urteil ist auch für die Ausgestaltung seines Mythos entscheidend; der sorglichen Hausfrau erscheint die Gottheit als Lehrerin und geheime Leiterin aller häuslichen Vorgänge von der Kinderwartung an bis zum Backen und Weben.

Geht nun ein Stamm vom Hirtenleben zum Ackerbau über, so wird der bisherige Gott der Herden zum Erfinder und Schützer des friedlichen Landbaus; wird aber umgekehrt der Ackersmann zum Krieger, so wird der milde Flurgott zum entsetzlichen Kriegsdämon, dem man nicht mehr die Erstlinge des Feldes und der Herden, sondern Kriegsgefangene, bei großem Schlachtenunglück oft auch die Erstlinge oder die Ersten und Fürsten des Volkes zum Opfer bringt. Eine solche Wandlung haben z. B. **Ares** und **Mars** durchgemacht, die aus ursprünglichen Ackergottheiten Kriegsgötter wurden. Die Gottheit, die im Binnenlande die Quellen rieseln und die Ströme rauschen läßt und durch das befruchtende Naß das Wachstum der Pflanzen und die Viehzucht fördert, wie z. B. der **Poseidon** *φυτάλμιος*, wird zum Meeresgotte und Herrscher der unfruchtbaren Salzflut, sobald der Stamm das innere Land verläßt, sich am Meere ansiedelt und Schiffahrt zu treiben beginnt. Ein Hirtengott wie **Hermes**, der den Herden Fruchtbarkeit und Gedeihen giebt, wird, wenn Handel und Verkehr sich entwickeln, der Hort und Helfer der schlauen Händler und Kaufleute, die er auf ihren Wegen schützt und geleitet. Die Göttin **Athene**, deren Name wohl ursprünglich nur „Mutter" bedeutet hat und ein kindliches Lallwort war, erscheint bei einer oberflächlichen Mythenerforschung zunächst als die jungfräuliche Herrscherin des attischen Landes; daß sie aber auch Vertreterin des mütterlichen oder überhaupt des weiblichen Lebens in allen seinen Phasen war, beweist zur Genüge der **Erichthonioskult.** So lange aber ihre Abkömmlinge und Schützlinge noch auf kriegerischen Wanderzügen begriffen oder räuberische Hirten waren, glich auch sie der Volks- und Landesmutter eines solchen Stammes, die in den Reihen der Männer mitkämpft, wie etwa die germanischen Frauen von der Wagenburg aus; ihre schreckliche Aigis war ursprünglich nichts als ein die Brust schützender Hirtenmantel, der beim Kampfe oft zum Schutze gegen Verwundungen um den linken Arm gewunden wurde. Aus dieser

ihrer Kriegszeit stammt auch die ihr eigene Neigung zum Köpfen und Schinden, stammt ihre Thätigkeit als Rossebändigerin (*Χαλινῖτις*). Als aber die kriegerischen Hirten seßhaft geworden waren, übte auch ihre Stammesgöttin fortan Mutter- und Hausfrauenpflichten als *Ἐργάνη*, die viele Kunstfertigkeiten versteht, mit denen aber freilich ihr Wesen als Schlachtenjungfrau sich nicht recht vertragen wollte, ein Beweis, wie allmählich der Mythos unter dem Einfluß der Kultur in seinem Wesen sich wandelt und mit sich selbst in Widersprüche gerät, über den auch zwei- und vieldeutige Namen und Beiwörter auf die Dauer nicht hinwegzutäuschen vermögen. Ein solcher Beiname, der die verschiedenen Entwicklungsphasen der Göttin bezeichnet, die gleichzeitig ebensoviele Entwicklungsphasen des sie verehrenden Stammes waren, ist z. B. *Λητῖις*, der sie zugleich als Mutter und Hort des Volkes (zu *λαός*), als Schützerin des Saatfeldes (*λήιον*) und endlich als „Beuterin" und alles dahinraffende Todesgöttin bezeichnen soll. So wurde ferner der ihr nahestehende **Hephaistos**, der eigentlich ein Gott des vegetativen Lebens ist, bei der Zunft der Erzarbeiter und Schmiede, die in den älteren Zeiten vielfach eine hervorragende Rolle im Gemeindeleben einnahmen, zu einem Waffenschmied, den dann andere vornehme Gesellschaftsklassen, als die Erzarbeiter ihre führende Stellung eingebüßt hatten, spöttisch zum rußigen, lächerlichen Hinkefuß machten. Was er aber seinem ursprünglichen Wesen nach war, lassen seine Beziehungen zu Athene, zu Aphrodite und zur Charis und seine Beteiligung an der Menschenschöpfung nur noch dunkel ahnen.

Wenn der Mensch seßhaft geworden ist, nimmt auch seine Lebensführung ruhige, feste, „gesetzte" Formen an; **der Brauch oder die Sitte wird zum „Gesetz", das aus dem Kult sich entwickelt hat und erprobte religiöse Vorschriften der Gemeinschaft dauernd festlegt und verweltlicht.** Auch dieser Vorgang übt seine Rückwirkung auf den Mythos: die Gottheit wird zur Gesetzgeberin, zunächst zur Stifterin der Ehe, dieses ältesten Gesetzes. So wird die Erd- und Volksmutter **Demeter** zur *θεσμοφόρος*, bis später ein eigenes Gottwesen **Themis** aus diesem Beinamen sich entwickelt. Die Getreide spendende Erdgöttin lehrt nicht allein die Spreu vom Getreidekorn sichten und scheiden (*κρῖ* und *κρίνω*), sondern sie sichtet und scheidet auch das Recht vom Unrecht und wird, in ihrer Tochter verjüngt, auch Richterin und Herrscherin der Toten, da ja die Erd- und Volksmutter alle Lebensursprünge, die Ungeborenen und Toten zusammen mit allen Lebensgütern in ihrem Schoße birgt.

Es sind dies einzelne aufs Geratewohl herausgegriffene Beispiele, die sich nicht nur aus der griechischen und römischen Mythologie, sondern auch aus den Mythen anderer Völker zu reichster Fülle vermehren ließen. Sie zeigen, daß mit dem Wechsel der Wohnsitze und der Lebensweise, dem Fortschritt oder Rückschritt der Kultur, sich auch der Geist, der innere Gehalt des Mythos ändert, wenn er auch noch so zäh seine äußere Form zu bewahren sucht. Diese wird erst zersprengt, wenn der Gegensatz des Mythos zu den thatsächlichen Bedürfnissen des Lebens und der von ihnen geheischten Weltanschauung ein so krasser geworden ist, daß kein Ausgleich mehr möglich ist. Aber auch dann geht der alte Mythos nicht völlig zu Grunde; viele seiner Trümmer dienen zum Aufbau eines neuen Mythos, und einzelne ängstliche konservative Gemüter halten ihn auch noch in seiner völlig verzerrten und verderbten Gestalt als „Aberglauben" fest.

10.

Da keine ethnische Gemeinschaft, kein Stamm und kein Volk auf der weiten Erde sich den Einflüssen der oben erwähnten Veränderungen des Wohnsitzes, der Lebensweise, des Kulturstandes u. s. w. hat entziehen können und ihnen mehr oder minder hat nachgeben müssen, so kann man mit Recht behaupten, daß nirgendwo auf der Erde sich Mythos und Kult in ihrer ersten ursprünglichen Gestalt oder vielmehr in der Form, wie sie sich bei unbeeinflußter Entwicklung ergeben mußte, noch vorfinden. In keiner Weise kann uns also zu den Uranfängen der Religion jenes Verfahren zurückführen, das eine große Menge von Forschern befolgen, indem sie die sogenannten wilden oder Naturvölker aufsuchen und deren religiöse Vorstellungen zum Ausgangspunkte ihrer Untersuchungen machen. Sie sind der Ansicht, daß jene wilden Stämme oder Rassen, wie in allem sonst, auch in ihrer religiösen Entwicklung

unendlich weit zurückgeblieben seien, und daß sie mithin in ihren Mythen und Kulten den Urmenschen am nächsten ständen.

Eine solche Behauptung hätte Berechtigung, wenn die betreffenden Stämme kürzlich erst, unberührt von allen anderen, an den Orten, wo sie jetzt sich finden, ins Dasein getreten wären. **Aber ebenso gut wie hinter den Kulturvölkern liegt auch hinter den Naturvölkern, auch hinter den stumpfsten und verkommensten, eine unendlich lange geschichtliche Vergangenheit, über die nichts uns Aufschluß giebt.** Auch ihre mythischen Vorstellungen sind nicht fest und unwandelbar geblieben; auch sie haben gewechselt und tiefgehende Veränderungen erlitten. Auch bei ihnen sind Stämme gewandert, haben sich mit anderen berührt und vermischt, sie bekriegt und unterworfen. Elementare Ereignisse, vielleicht Losreißung ganzer Kontinente, von denen keine Kunde bis auf uns gelangt ist, haben tief in ihr Schicksal eingegriffen, sie von ihrem ursprünglichen ethnischen Zusammenhang losgelöst und abgesprengt. Veränderungen in Klima und Lebensbedürfnissen, die durch Veränderungen der Wohnsitze hervorgerufen wurden, haben ihre Weltanschauungen verändert und bei vielen ins Rohe verkehrt. Wie viele Stämme mögen auf diese Weise, nachdem sie bereits eine höhere Kulturstufe erreicht und sich zu geläuterten Religionsvorstellungen durchgerungen hatten, allmählich unter der Ungunst der Verhältnisse gesunken, verkommen, vertiert sein? Es vollzieht sich derselbe Vorgang noch heute alltäglich am einzelnen Kulturmenschen. Die Kultur ist eben ein vergängliches Gut, das nur durch stete Arbeit erhalten werden kann. Wie viele, die in ihres Geistes Vollkraft Zierden der Gesellschaft waren, sinken, wenn sie durch eigene Schuld oder des Schicksals Laune aus ihren gesellschaftlichen Verbindungen losgelöst und deklassiert sind, von Stufe zu Stufe, verlieren körperlich wie geistig immermehr ihre Kulturmenschlichkeit, bis sie schließlich im Auswurf verkommen! Leichter als man glaubt, geht der Kulturfirnis unter den ätzenden Säuren des Kampfes ums Dasein verloren, und es kommt wieder die tierische Seite der Menschennatur mit allen bösen Neigungen zum Vorschein.

Diese tief in der menschlichen Natur und den menschlichen Verhältnissen begründeten Thatsachen, die heute noch ebenso gelten wie zu Anfang der Menschheit, werden von vielen Anthropologen und Mythologen, insbesondere von der Schule der **Folkloristen**, nicht genug beachtet. **Sie übersehen, daß die Mythen eines Volkes erst dann richtig gedeutet werden können, wenn wir seine Ursprünge und ersten Sitze, seine Wanderungen und Wandlungen nach Möglichkeit erforscht haben.** Wie kann ein Forscher mit Bestimmtheit versichern, daß eine Rasse, ein Stamm von Rückfällen aus der Kultur in die Barbarei frei geblieben sei, und daß die rohen Mythen und Kulte, die wir bei den Naturvölkern finden, nicht Entartung und Verderbnis sein können? Lagert doch über Stätten, wo in geschichtlicher Zeit eine tausendjährige Kultur blühte und weithin über die Nachbarländer ihr Licht ausstrahlte, die Finsternis tiefer Unwissenheit und Barbarei; dort, wo einst der Weise den Gang der Gestirne beobachtete und an ihm das Maß der Zeit und des Lebens erforschte, schweift jetzt der wilde Hirte, der räuberische Jäger! Wie kann man bei solchen unleugbaren, offenkundigen Thatsachen von einer Urreligion, die sich von ihren ersten Anfängen ruhig und ungestört weiter entwickelt habe oder bei ihnen stehen geblieben sei, oder auch nur von etwas, das ihr nahe kommt, sprechen wollen? Wie kann man auf einer so schwanken Grundlage ein mythologisches System auferbauen? Und wie trübe und schlammig endlich fließen die Quellen, aus denen die Forschung hier schöpfen muß! Berichte flüchtiger Reisender, Darstellungen voreingenommener Missionare ohne mythologische Schulung! **Gewiß ist es verdienstlich und durchaus nötig, die Mythen und Gebräuche der Naturvölker sorgfältig und umsichtig zu sammeln, aber sichere Rückschlüsse auf die Uranfänge der Religion gewähren sie nicht.**

11.

Zu diesen irrigen Voraussetzungen kommen noch einige andere, die gleichfalls geeignet sind die Mythenforschung in falsche Bahnen zu lenken. So wird immer wieder gewissen Dichtern, Philosophen und Anthropologen gedankenlos nachgebetet, daß die Menschen zuerst

höhlenbewohnende, dem Tier- und Menschenfraße ergebene Jäger gewesen seien, daß sie dann, mit der Zähmung der Herdentiere vertraut geworden, als Hirten von Trift zu Trift geschweift seien, bis sie endlich als seßhafte Ackerbauer mit ruhiger Kulturarbeit den Anfang gemacht hätten. Für die Annahme einer solchen Entwicklung wird aber kein stichhaltiger Grund beigebracht, auch die Höhlenfunde beweisen hierfür nichts. Der Mensch ist jetzt zwar omnivor, aber es ist fast mit Sicherheit vorauszusetzen, daß er, gleich den ihm in Bezug auf den Körperbau nächststehenden Tieren, ursprünglich nur herbivor gewesen ist. Ganze Völker nähren sich noch heute nur von Pflanzenkost und Milch. So bilden neben letzterer Datteln, Bananen, Kokosnüsse und andere Früchte für weite Gebiete Asiens und Afrikas fast ausschließlich die Volksnahrung; die Kastanie ist, wie anderwärts Feige und Olive, Melone und Pflaume, auf Corsika und in der Auvergne für die Ernährung der ärmeren Klassen von ausschlaggebender Bedeutung.

Welche Annahme hat also die größere Wahrscheinlichkeit für sich, daß der Mensch zur Menschwerdung — man mag das Wort nehmen in welchem Sinne man will, in streng religiösem oder in Darwinistischem Sinne — dort gelangte, wo er alles, was er zur Erhaltung des Daseins brauchte, bereits mundgerecht vorfand, wo die Natur für ihn gleichsam schon den Tisch gedeckt hatte, also in einem Klima, wo ihm seine Nahrung in den Früchten des Baumes, den Beeren des Strauches, den Ähren, Wurzeln und Knollen des Feldes, ungesät und ungepflegt, von selbst und ohne Arbeit zuwuchs, oder da, wo er die seine Nahrung liefernden Tiere mit Listen und Schlichen, die er erst mühsam zu ersinnen hatte, berücken, oder mit Waffen, die er erst noch zu erfinden hatte, niederkämpfen und töten mußte? Zur Fleischnahrung ist der Mensch erst dann übergegangen, als die Pflanzennahrung nicht mehr zureichte, oder als er in Gegenden verschlagen worden war, wo die Kälte des Winters oder die Anstrengungen im Kampfe ums Dasein eine kräftigere Kost gebieterisch heischten. Äußerste Not trieb die Menschen auch wohl zur Tötung und Verzehrung ihrer Feinde und selbst ihrer Nächstgesippten. Hatte der Mensch aber einmal eine längere Zeit Fleischnahrung genossen, so wollte er nicht mehr davon lassen, und das, was ursprünglich die Not geboten hatte, wurde auf diese Weise ein Bedürfnis, eine Sucht. Bei manchen Völkern ist übrigens das Bewußtsein lange rege geblieben, daß der Fleischgenuß etwas Außergewöhnliches sei, daß Fleisch nur mit besonderer Erlaubnis der Gottheit, als eine ganz besondere Gabe und Gnade, genossen werden dürfe, wie z. B. bei den Griechen, für welche jedes geschlachtete Tier ein *ἱερεῖον* war, als etwas Geheiligtes, als ein Opfertier galt.

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist also vorauszusetzen, daß der Mensch ursprünglich ein Pflanzenfresser war, und daß die „Menschwerdung" sich an einem Orte vollzogen hat, der dem Menschen, diesem ohne Hilfe von seinesgleichen hilflosesten, mit einer solchen aber stärksten aller Wesen, die Nahrung gleich fertig bot. Vielleicht lebt in den Erzählungen vom Paradiese, vom Elysium, vom Sonnentisch der Äthiopier, vom Schlaraffenlande u. s. w. noch eine dunkle Erinnerung an diesen Zustand fort. Man kann also, ohne Phantast zu sein, wohl annehmen, daß der Mensch physisch Mensch wurde an Stätten, wo bei seiner ersten Hilflosigkeit für seine Lebensbedürfnisse durch die Gunst der natürlichen Verhältnisse ohne sein Mühen und Denken gesorgt war, daß aber in Klimaten, die ihn zur Thätigkeit zwangen und ihn nötigten, sich mit seinesgleichen zu gemeinschaftlicher Arbeit zu vereinigen, er erst geistig Mensch wurde.

12.

Diesen Wanderungen ist von einigen Mythologen auch ein großer Teil der auffälligen Übereinstimmungen zugeschrieben worden, die sich zwischen den Mythen und Kulten weit von einander entfernt wohnender Völker finden. Es ist zuzugeben, daß manche dieser Übereinstimmungen auf Urverwandtschaft zurückzuführen sind; manche mögen auch durch Wanderungen und Handelsverkehr übermittelt worden sein. Als sicher darf wohl angenommen werden, daß das Morgenland die Geburtsstätte vieler im Abendlande an den entlegensten

Orten sich vorfindender Vorstellungen und Gebräuche ist. So hat es an und für sich nichts Unwahrscheinliches, daß im grauen Altertum von Babylon und Ninive aus über Phrygien und Phönizien hin nach Griechenland agrarische Mythen und Bräuche gelangten, lange bevor noch die wilde Orgiastik späterer Kulte dort ihren Einzug hielt; daß Kelten und Germanen, ehe sie aus ihrer morgenländischen Heimat auszogen, ähnliche Mythen und Bräuche bereits besaßen; daß die Reiche der Inka und Azteken in Amerika ihre Kultur von Asien her empfangen haben; aber es läßt sich für viele dieser Übereinstimmungen auch jene Erscheinung als Erklärung anführen, die von einzelnen Forschern als **„Völkergedanke"** bezeichnet wird. Diese Übereinstimmungen erklären sich aber leicht aus dem engen Kreise der zur Beachtung gestellten Erscheinungen und den beschränkten Mitteln der Beobachtung.

Ein sehr enger Ring begrenzt des Menschen Dasein, und dieser Ring ist um so enger, je niedriger die Kulturstufe ist. In diesen engen Kreis gebannt, hat der Mensch auf der Stufe des Jahr für Jahr gleichmäßig sich abspielenden Naturlebens unendliche Muße über seinen und der Dinge Ursprung und Bestimmung, ihr Werden und Vergehen zu sinnen und zu grübeln. Die Dinge, um die es sich handelt, ihre Ursachen, Erscheinungsformen und Wirkungen sind entweder allenthalben oder doch wenigstens in denselben klimatischen Verhältnissen gleich oder nur unwesentlich von einander verschieden. Sie werden Tag für Tag, ja Stunde für Stunde zur Beobachtung gestellt und sind Jahrhunderte und Jahrtausende beobachtet worden. Tag für Tag erscheint morgens die Sonne am Horizonte, vom Dämmergrau und der Morgenröte verkündet, um am Abend wieder zu verschwinden und der Nacht die Herrschaft zu überlassen. Regelmäßig durchläuft der Mond seine Phasen, und zu denselben Stunden der Nacht in denselben Zeiten des Jahres zeigen sich dieselben Sterne am Himmelszelt. Überall zuckt der Blitz aus düsteren Wetterwolken, heult der Sturm, tost die Flut, spannt der Regenbogen seine farbige Brücke. Zu bestimmten Zeiten und unter bestimmten Bedingungen bedeckt sich die Erde unter der Zeugungskraft der Feuchte und Wärme mit Grün, Blüten und Früchten, um dann wieder, unter vielen Himmelsstrichen, unter des Winters eisigem Hauch zu erstarren. Vielfach strömte der Regen Wochen und Monate lang, so daß die Menschen schier verzagten und an eine allvernichtende Flut glaubten. Überall gab es Tiere in Wald und Feld, in Luft und Wasser. Allenthalben hoben sich Berge und senkten sich Thäler, winkten Eilande aus nebliger Ferne. Allenthalben wurde der Mensch auf dieselbe Weise geboren und wuchs er heran, litt er und freute er sich, überall fühlte er dasselbe Hilfsbedürfnis, überall verfiel er dem Tode und der Verwesung. Überall waren Mann und Weib Träger des Geschlechts, mit denselben Trieben und Leidenschaften, derselben Gestalt und denselben Sinnen, denselben Kräften und Mitteln der Beobachtung ausgestattet; überall war der Mensch unter das Joch der Notdurft als Sklave des Hungers gebeugt.

Es liegt auf der Hand, daß durch das Beobachten dieser immer und überall gleichen Dinge und Erscheinungen, die aber gleichzeitig des Menschen wichtigste Lebensinteressen berührten und ihn deshalb zu einer unausgesetzten und sorgfältigen Prüfung zwangen, im Laufe langer Zeiten unabhängig von einander an den verschiedensten Orten und bei den verschiedensten Stämmen ähnliche Meinungen und Ansichten sich einmal äußern und für einige Zeit zur Herrschaft gelangen konnten. Wo sie aber zur Herrschaft gelangten, beherrschten sie zeitweilig als „Mythen" die ganze Weltanschauung und Lebensführung eines Stammes oder Volkes und hinterließen, auch wenn sie anderen Platz machten, tiefe, unverwischbare Spuren. Hierbei ist jedoch wohl zu beachten, daß solche zu „Mythen" gewordenen Vorstellungen und Meinungen, solche zu Kulthandlungen ausgestalteten Bräuche **nicht** etwa **gleichzeitig** und **gleichmäßig**, mit einem Male und an allen Orten sich bildeten, und weiterhin, daß sie nicht notwendig alle an eine bestimmte Kulturstufe sich knüpften. Erstlingsmythen des einen Stammes finden sich in gleicher oder ähnlicher Gestalt als Spätlinge bei einem anderen, während vielleicht ein dritter in der Mitte seines ethnischen Daseins zu ihnen gelangte. Was der eine Stamm aufgab und als überwundenen Standpunkt betrachtete, nahm vielleicht der andere, unabhängig von ihm, zur selben Zeit als „Mythos" auf, um es sehr bald oder nach längerer Zeit, wenn auch nicht aufzugeben, aber doch seiner religiösen Bedeutung zu entkleiden.

Doch Mythos und Kult sind äußerst zählebig und schier unausrottbar. Ganz von dem Banne eines einmal gefaßten Glaubens, der sein ganzes Sein erfüllt hatte, kann der Mensch sich nicht sobald wieder befreien. In irgend einer Weise beeinflußt jeder vorangehende Mythos den folgenden, mischt sich mit ihm, durchsetzt und durchschichtet ihn. Neben dem neuen Mythos besteht der alte außerdem noch als „Aberglaube" fort und kommt immer wieder aus seinen Schlupfwinkeln ans Tageslicht hervor, in früheren Zeiten so gut wie heute, wo auch neben dem reinen, geläuterten Gottesglauben noch zahllose Überbleibsel früherer Bekenntnisse als Aberglaube schwacher Geister einhergehen. Zur Erhaltung früherer Mythen trug auch die Thätigkeit der Dichter vieles bei, die das, was früher Mythos war, Unterhaltungszwecken dienstbar machten und es so den späteren Geschlechtern erhielten.

Nach den angeführten Gründen kann es daher nicht auffallen, daß verwandte mythische Vorstellungen, ähnliche Gebräuche und Symbole über den ganzen Erdkreis zerstreut bei den entferntesten Völkern, die nie miteinander in Berührung gekommen sind, sich vorfinden; aber die Vorkämpfer des „Völkergedankens" haben sich vor der irrigen Annahme zu hüten, daß mit Notwendigkeit auf ein und derselben Kulturstufe auch gleiche oder ähnliche Mythen und Kulte sich finden müssen, und haben außerdem in eindringlichster Weise das Wort zu beherzigen: „Si duo faciunt idem, non est idem."

12.

Die eben besprochene, von den Vertretern der Völkerpsychologie warm verfochtene Theorie des „Völkergedankens" kann ebensowenig wie die Behauptung der Folkloristen, daß die Mythen der Naturvölker Urmythologie oder doch etwas ihr sehr Nahekommendes seien, als befriedigende Lösung der Frage nach dem Ursprung des Mythos angesehen werden. **Auch seine Herleitung aus einer Unvollkommenheit des Ausdrucksvermögens, Max Müllers bekannte Annahme, daß jedes Volk einmal in seiner geistigen Entwicklung von einer unwiderstehlichen Sucht in Metaphern zu reden mehr oder minder heftig befallen worden sei und eine Art „Sprachkrankheit", die Mythopoiie, durchgemacht habe, löst nicht das schwere Rätsel.** Daß bei der Bildung des Mythos neben der mangelhaften Erkenntnis auch das mangelhafte Ausdrucksvermögen eine gewisse Rolle gespielt hat, ist gewiß zuzugeben, aber sie war keinesfalls eine ausschlaggebende. Durch Bilder und Gleichnisse brachte der Mensch in der Urzeit ebenso gut, wie er es heute noch vielfach thut, sich die Dinge näher und rückte sie in seinen Gesichtskreis, indem er Bekanntes und Nahes auf Unbekanntes und Fernes übertrug, das Gedankenhafte durch Sinnenfälliges wiederzugeben suchte, dem Übernatürlichen natürliche Substrate lieh. Dieser Zwang und Drang in Metaphern zu reden hat bei Symbolisierung der Naturvorgänge jedenfalls sein Teil mitgewirkt, und es mögen manche Metaphern zu Natursagen ausgesponnen worden sein, die, unter Gewissenszwang gestellt, dann Mythen irgend einer Gemeinschaft werden konnten. Aber gleichwohl hat die Metapher ursprünglich mit dem Mythos nichts zu thun. **Der Mythos als ein Teil der Naturreligion hat wie diese seine Wurzeln im Gefühlsleben;** er war in seinen Anfängen schon da, als die Sprache erst aus wenigen Lalllauten bestand, sowie der erste Kult begann, als der Mensch zuerst die Hände ausstreckte und die erste lallende Bitte um Hilfe an eine unsichtbare Macht richtete. Doch auch von seiten der Sprachforschung sind schwere Bedenken gegen die „Sprachkrankheit" geltend zu machen, denen an dieser Stelle nicht weiter nachgegangen werden kann.

Auf den Ursprung des Mythos, der so alt ist wie die Menschheit selbst, führt die Müllersche Erklärung nicht zurück, da sie nur eine Entwicklungsphase, und zwar, nach eigenem Geständnis, eine sehr späte Entwicklungsphase berücksichtigt. Genau genommen, muß die Mythologie bei dem ersten Menschen ihre Thätigkeit beginnen, und Darwinistische Mythologen, wie z. B. Tito Vignoli, wollen sogar noch darüber hinaus schon den höheren Tieren eine mythenbildende Thätigkeit zuerkennen. Aber wenn man folgerichtig sein will, ist auch dies noch nicht das erste Glied der Kette, und man müßte schließlich die ganze Reihe der Lebewesen abwärts steigen und im Protoplasma nach Mythenspuren suchen.

Ganz willkürlich ist aber das Beginnen jener Mythenforscher, die aus dem behaglichen Dämmergrau unvordenklicher Zeiten einen „Urmenschen" schöpfermächtig ins Dasein rufen, ihn mit einigen Unzen Denkhirn und einer rudimentären Glottik ausstatten und dann an diesem Homunkel nach Herzenslust herummythologisieren. Sie lassen ihn in seines Geistes und seiner Sinne Beschränktheit verwundernd die Welt um sich her betrachten, Sonne, Mond und Sterne, Wolken, Wind und Fluten, Blitz und Donner mit Staunen oder Entsetzen anstarren und sie dann zu übernatürlichen Wesen und Gottheiten gestalten. Natürlich ist ein solcher Urmensch nichts als eine Gliederpuppe, die alle ihrem Schöpfer und Meister gefälligen Stellungen und Verrenkungen annimmt.

Es übersehen insbesondere die Sonnen- und Mondmythologen, daß Sonne und Mond ursprünglich nicht Träger höherer Gewalten sondern nur als Dinge ähnlich denen, die der Mensch schon sicher kannte und die ihm täglich nahe lagen, dann als Lebewesen oder als Teile eines Lebewesens angesehen worden sind. Den Menschen war die Sonne anfangs ein funkelnder Stein, ein Horn, ein Herz, ein Auge, ein Ei oder dergl., vielleicht auch eine Frucht, ein Vogel, ein Fisch, oder auch ein größeres vierfüßiges Tier. Auf einer vorgeschritteneren Stufe, als er schon einzelne primitive Erfindungen gemacht und die ersten rohen Gefäße aus Fruchtschalen, Holz, Stein oder Thon sich gebildet hatte, hielt er sie auch wohl für einen Becher oder Kahn; auf einer noch höheren Stufe dachte er sie sich auch wohl als Rad oder Scheibe, als Spiegel, Schild, Ball, Spindel oder auch als Wagen, als Fruchtmaß oder Krone. Ist es nun denkbar, daß der Mensch Sonne und Mond zuerst als höhere, über sein Schicksal waltende Mächte und dann in besserer Erkenntnis als leblose Dinge oder Tiere faßte, um dann später nochmals die uranfänglichen Vorstellungen aufzunehmen? Die Entwicklung der Mythologie beweist das Gegenteil. **Fertige** Sonnen- und Mondgottheiten, die diese Himmelskörper einzig und allein vertraten, hat es in den Anfängen des mythischen Denkens nicht gegeben, und es galten diese Himmelskörper nur als Teile oder Schmuckgegenstände und Hoheitszeichen jener geahnten höheren Mächte, an die der Mensch im Gefühle seiner Ohnmacht und Unzulänglichkeit sich um Hilfe wandte. Erst später, als man den gewaltigen Einfluß dieser Himmelskörper auf das menschliche Dasein mehr und mehr erkannte, löste man sie zu selbständigem persönlichem Dasein ab. Aber auch dann konnten sie als an Ort und Zeit gebundene Spender des Lichtes die Natur ihres Wesens und Wirkens nicht abstreifen; es erinnerte allzusehr an Knechtsdienst. Hierbei ist daran zu erinnern, daß **Helios** ursprünglich etwas anderes war als der Lenker des Sonnenwagens, und daß wie er auch **Mene-Selene** und **Eos** nicht die mythenarmen Gottheiten waren, als die sie sich in den uns erhaltenen Mythen und Kulten darstellen; sie waren ursprünglich nicht arm, sondern sie verarmten erst, als man ihr Wesen und Wirken auf das Spenden des Lichts beschränkte.

Nichts hat den Fortschritt der Mythenforschung mehr gehemmt und hemmt es zum Teil noch als der Sonnenstich und die Mondsucht, von der so viele Mythologen befallen sind. Es ist hohe Zeit, daß endlich die sog. „Sonnenhelden" mitsamt den „Mondheroinen" verschwinden und für immer in des Tartarus' Nacht versinken; **es ist Zeit endlich zu erkennen, daß Sonne und Mond ursprünglich nur als Zubehör höherer Wesen, als Körperteile, Schmuck und Hoheitszeichen, als Geräte, Begleittiere derselben angesehen worden sind, daß insbesondere die Sonne mit einem den ganzen Himmel beherrschenden und allen Himmelserscheinungen samt Wolken, Winden und Regengüssen, Blitz und Donner gebietenden Wesen, dem man nach Gutdünken viele Diener und Gehülfen unterordnete, verbunden gedacht wurde, während wieder der Mond, die Sterne und das Dunkel der Nacht mit einer die ganze Erde und das vegetative Leben auf derselben beherrschenden weiblichen Macht zusammengebracht wurden.**

13.

Den übrigen über den Ursprung des Mythos bezw. der Religion aufgestellten Theorieen an dieser Stelle nachzugehen und sie auf ihren Wert zu prüfen, muß ich mir versagen, da dies über die Grenzen vorliegender Schrift weit hinausgehen würde, und verweise ich dieserhalb

auf meine kurzen Ausführungen in meinen **„Studien zur Griechischen Mythologie“** *), sowie auf das umfangreiche Buch von O. Gruppe **), wo alle wichtigeren Theorieen eingehend, wenn auch nicht immer richtig besprochen sind. **Es kann unbedenklich zugegeben werden, daß jede dieser Theorieen einen mehr oder minder großen Fortschritt in der Mythenforschung begründet, auch allein schon dadurch, daß bei der kritischen Erörterung dieser Theorieen festgestellt werden konnte, welche Wege für die Forschung ferner nicht gangbar sein können. Jede dieser Theorieen enthält ein Stück oder ein Stückchen Wahrheit, aber sie fehlen darin, daß sie dieses Stück gleich für das Ganze nehmen.**

Welches ist aber der Weg, der zum Ziele führt? Ich möchte jenes Verfahren empfehlen, das die Ingenieure einschlagen, wenn sie ein gewaltiges Gebirgsmassiv durchstechen wollen: sie nehmen das Werk nicht nur von einer Seite in Angriff, sondern von beiden zugleich, indem sie die Stelle genau berechnen, wo die Stollenarbeiten zusammentreffen sollen. In ähnlicher Weise hat die Mythenforschung einerseits von den vorhandenen Mythen auszugehen und diese bis in ihre älteste erkennbare Form zurückzuverfolgen, sie dann klarzulegen und zu vergleichen, anderseits aber an der Hand der Anthropologie und der mit ihr zusammenarbeitenden Wissenschaften von den ersten erkennbaren Spuren an die menschliche Geistesthätigkeit und die von ihr geschaffenen Zustände in ihrer Entwicklung bis zu einem Punkte hin zu erforschen, von dem aus eine Verbindung mit den von der andern Seite her gewonnenen Ergebnissen sich herstellen lassen wird.

Auf beiden Seiten ist die Arbeit schwierig. Wie ist es möglich die Mythen, die im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende durch Vorgänge verschiedenster Art vermischt und vermengt, verstümmelt oder zertrümmert worden sind, die bei Fortbestehen der äußeren Form anderen Inhalt in sich aufnahmen, die ihrer Urheimat und ursprünglichen Bestimmung entfremdet und verweltlicht worden sind, die also jedenfalls sehr komplizierte Gebilde sind, auf ihre Urform zurückzuführen? Das Verfahren selbst erscheint einfach und von selbst geboten, aber trotzdem kann die gestellte Aufgabe nur durch langjähriges, zielbewußtes Zusammenarbeiten vieler gleichgesinnter Forscher, soweit sie überhaupt zu lösen ist, gelöst werden.

Da nach den vorangehenden Darlegungen die Mythen und Kulte der Familien und kleinen Stämme, als der ältesten Gemeinschaften, auch als die ursprünglicheren angesehen werden müssen, so ergiebt sich für die griechische Mythologie die Notwendigkeit von den Mythen des Gesamtvolkes und der großen Sakralverbände, wie sie namentlich in Hesiod und den homerischen Epen vorliegen, auszugehen, dann die Mythen der großen Stämme auszusondern und schließlich zu den Ortsmythen hinab- oder vielmehr hinaufzusteigen. Durch ihre Vergleichung wird dann die allen griechischen Mythen gemeinschaftliche Grundformel, soweit sie eben erkennbar ist, zu gewinnen sein. Diese Grundformel ist dann weiterhin mit der auf ähnlichem Wege gewonnenen Grundformel des Mythos der übrigen indogermanischen Stämme zu vergleichen. In gleicher Weise sind die Mythen der Semiten zu erforschen und mit den Mythen der Indogermanen zusammenzustellen, worauf dann erst die Mythen mongolischer und anderer Völker zur Vergleichung herangezogen werden können. Bei der Dürftigkeit und der verdorbenen Form des Überlieferten wird natürlich hier vieles, sehr vieles unsicher und zweifelhaft bleiben müssen, und das wenige, was sicher festgestellt werden kann, ist nur durch äußerst mühsame, vieljährige Arbeit vieler Forscher zu gewinnen.

---

*) „Berliner Studien,“ Band X, Heft 2. 1889 und „Berliner Studien“, Band XII, Heft 1. 1890.

**) O. Gruppe, die Griechischen Kulte und Mythen in ihren Beziehungen zu den Orientalischen Religionen. Band I, Einleitung, 1887.

Der in letzterem Werke an den einzelnen Theorieen über Entstehung des Mythos und der Religion geübten Kritik kann ich nicht durchweg beipflichten; die ins Feld geführten Gegengründe treffen oft nicht den Kern der Sache, so z B. bei der sog. anthropologischen oder Survivaltheorie A. Langs, die trotz ihrer Oberflächlichkeit, in gewissen Kreisen großen Beifall gefunden hat. Auch Gruppes Zustimmung zu der Max Müllerschen Theorie von der Entstehung des Mythos kann ich nicht billigen, ebensowenig wie seine eigenen Ausführungen über den Ursprung der Religion. Unzutreffend ist auch Gruppes Behauptung, daß im Rigveda keine Spur von Seelenkult zu finden sei.

Während so auf der einen Seite des mythischen Gebirgsstockes die Arbeiten der eindringenden Forscher durch lose Geschiebe und nachstürzendes Geröll fortwährend gehemmt und nur sehr langsam und vorsichtig weiter geführt werden können, stellt sich denen auf der anderen Seite arbeitender Anthropologen granitnes Urgestein entgegen. Der Angriffspunkt scheint hier noch größere Schwierigkeiten zu bieten, aber die Arbeit ist thatsächlich leichter.

Was kann vom Urmenschen als unumstößlich sicher vorausgesetzt werden? Jedenfalls nur allgemein Menschliches, das heute ebenso gut noch gilt wie am Anfange der Tage. Also nichts weiter als daß der Mensch geboren und von seinen Erzeugern während der ersten Lebenszeit ernährt und erzogen wurde, daß er heranwuchs und durch die Sprache mit seines Gleichen sich verständigte, Hunger und Durst empfand, sich fortpflanzte, um dann dem Tode und der Verwesung zu verfallen. Dies allgemeine Los der Menschheit ist im Wandel und Wechsel der Zeiten, trotz aller Kulturfortschritte, unwandelbar geblieben und wird sich nimmer wandeln. **Von allen Trieben und Eigenschaften des Menschen ist für die Urzeit nur ein einziger mit Sicherheit als angeboren zu betrachten, der Selbsterhaltungstrieb, der im einzelnen wie in der Art und Gattung sich mächtig zeigt. Aus diesem allgewaltigen Triebe entwickelte sich zunächst zu immer zunehmender Schärfe der Erkenntnistrieb, der ihn zunächst lehrte das zu seiner Erhaltung Dienliche von dem ihm Feindlichen zu unterscheiden.** Dabei mußten natürlich alle in seinen Gesichtskreis fallenden Dinge und Erscheinungen allmählich an die Reihe kommen und untersucht werden, ob sie für seine Erhaltung förderlich, gleichgiltig oder schädlich seien, was eine immer wieder erneuerte, immer gründlichere Prüfung veranlaßte. **Die „Verwunderung" ist also keineswegs die Wurzel des Erkennens, sondern nur eine spätere Begleiterscheinung des Selbsterhaltungstriebes.**

Als einen weiteren Ausläufer des letzteren, als eine höchst wichtige Bethätigung desselben, haben wir den **Gesellschaftstrieb** anzusehen. Auf die eigene Kraft gestellt, vermag der Mensch im Kampfe mit den ihm feindlichen Gewalten wenig und muß ihnen über kurz oder lang erliegen. **Der Selbsterhaltungstrieb drängte ihn im Kampfe ums Dasein dazu, sich mit seinesgleichen zu vereinigen, also Gemeinschaften zu bilden. Die älteste natürliche Gemeinschaft ist aber die Familie, gleichviel auf welcher Grundlage sie geordnet ist.** Es kann sogar mit vollem Recht behauptet werden, daß die Bildung dauernder Familien eins der wichtigsten Kennzeichen der menschlichen Gattung ist. Bei seiner Geburt ist der Mensch, soweit wir wenigstens Nachricht von ihm haben, vielleicht das hilfsbedürftigste aller Wesen. Er bedarf einer längeren Pflege und Ernährung durch seine Erzeuger als irgend ein anderes höheres Lebewesen, besonders in Klimaten, wo die Natur mit ihren Gaben kargt und sie ihm nicht gleich mundfertig auftischt. Leicht entäußern sich noch heute bei vielen Stämmen die Eltern der neugeborenen Kinder, indem sie sie töten, um nicht die Last der Pflege zu haben. Haben sie diese aber einmal übernommen und Jahre lang fortgesetzt, so entsteht eine gegenseitige Angewöhnung und Anhänglichkeit, die besonders auf seiten der Erzeuger sehr innig ist. Man kann sich dann nicht mehr trennen und bleibt beisammen zu gegenseitiger Hilfeleistung. Die Familie, die allmählich zur Sippe, zum Geschlecht, zum Stamme sich auswächst und die sich dann auch durch aufgenommene Flüchtlinge, Gefangene und Sklaven vermehrt, stellt so unter den Familienältesten, die, so lange sie rüstig sind, die Leitung haben, eine Nahrungs-, Erwerbs- und Schutzgenossenschaft dar. **Innerhalb derselben bilden sich mit Notwendigkeit, wenn auch nach längerem Tasten und Schwanken, bestimmte gemeinsame Lebensansichten heraus, in denen die Ursprünge des Mythos zu suchen sind, und gewisse gemeinsame Gewohnheiten und Bräuche, die durch die Überlieferung bewahrt und geheiligt, zum ungeschriebenen Gesetz der Lebensführung, zur Sitte, zum Kult werden. Das Familienleben ist daher als Ursprung des Mythos wie des Kults, die in ihrer Vereinigung die Religion bilden, anzusehen,** ebenso wie es auch der Ursprung aller Kultur ist. Der Familienalte war der Schaffner, Priester, Arzt, Lehrer und Richter seiner Angehörigen, gerade so wie alle diese Funktionen noch heute von ihm dort ausgeübt werden, wo eine Familie, weitab von jeder anderen Gemeinschaft, ein Sonderleben in kulturferner Einsamkeit führen muß.

Die Gewohnheiten und Bräuche einer Gemeinschaft werden teils gebieterisch von der Natur der Landschaft, die sie bewohnt, vorgeschrieben und erzwungen, teils aber auch beruhen sie auf Zufälligkeiten und Willkürlichkeiten. In der Not, wenn die gewöhnlichen Mittel versagten, ersann der Mensch andere Mittel, oft ganz kindlicher oder phantastischer Art, Gebete, Beschwörungen, Geberden, Ceremonieen, Opfer. Traf nun zufällig, aus ganz anderen Gründen, nach Anwendung eines solchen Mittels die ersehnte Rettung ein oder blieb, was ja wohl häufig der Fall war, der gefürchtete Schaden aus, so war damit der Gemeinschaft Veranlassung gegeben dieses Mittel, das scheinbar so trefflich sich bewährt hatte, in ähnlichen Fällen wieder anzuwenden und es Kindern und Kindeskindern als erprobt und sicher zu überliefern. Wenig verschlug es, wenn später das Mittel vielfach versagte; man hatte dann für den Mißerfolg irgendwelche Ausrede und schrieb ihn besonderen Ursachen zu. Hatte man z. B. bei großer Dürre einmal den Regen dadurch herabzuziehen gesucht, daß man unter Gebet einen Zweig in eine Quelle tauchte, und war dann **zufällig** ein Regenguß bald nachher erfolgt, so war das genügend, um die Gemeinschaft zu bestimmen in späteren Fällen denselben Brauch zu üben. Hatte man bei drohendem Gewittersturm die Macht des Elementes etwa dadurch zu bannen gesucht, daß man irgend ein Kraut auf dem Herde verbrannte, und war dann das böse Wetter, ohne Schaden anzurichten, vorübergezogen, so schätzte man sich glücklich ein Mittel gefunden zu haben, um Wind und Wetter zur Ruhe zu bringen. **Dieselbe Irrationalität, die infolge irrenden und von der Phantasie noch mehr mißleiteten Erkennens beim Mythos beobachtet worden ist, tritt auch beim Brauch oder Kult ein, der sich ebenfalls vielfach von phantastischer Willkür oder vom Zufall leiten läßt.** Diese Widersinnigkeiten des Kults trugen, da Kult und Mythos sich gegenseitig vielfach bedingen und beeinflussen, gleichfalls in hohem Grade dazu bei, die Widersinnigkeiten des Mythos noch zu vermehren. Die Widersinnigkeiten des Kults sind ebenso unausrottbar wie die des Mythos, weil sie ebenso wie die des Mythos Wissen und Gewissen der Gemeinschaft binden und als etwas Heiliges und Unantastbares von Geschlecht zu Geschlecht überliefert werden.

Aber trotz ihrer Irrationalität sind Mythos und Kult die festen Bande der Gemeinschaft, mag sie nun in kleinen Verhältnissen als Familie oder Geschlecht, oder in größeren als Horde oder Stamm zusammenleben. Sie füllen thatsächlich des Menschen ganzes Sinnen und Trachten aus und leiten alle seine Handlungen, auch die kleinsten und geringfügigsten; sie legen ihm häufig eine Menge kleinlicher und peinlicher Vorschriften auf, für die ein vernünftiger Grund sich oft gar nicht denken läßt und deren Erfüllung oft geradezu mit Schmerzen und Entbehrungen verknüpft ist. Besondere Merkmale und Kennzeichen, wie Sinnbilder, Trachten und Farben, Geberden und Formeln unterschieden, wie noch heute, Familie von Familie, Geschlecht von Geschlecht, Stamm von Stamm und Volk von Volk. **Das wichtigste unterscheidende Merkmal war natürlich die Sprache; man erkannte seine Zusammengehörigkeit an gewissen Lauten, die, mannigfach abgetönt und verbunden, zur Sprache der Gemeinschaft wurden und sie von anderen unterschieden.** Und viele Wörter brauchten die ersten Sprachen bei den geringen Bedürfnissen und dem engen Gesichtskreis jedenfalls nicht, wenn z. B. heute noch die Arbeiter in den Kohlenbezirken von Manchester mit einem Wortschatz von 500—600 Vokabeln, diejenigen in den Londoner Docks sogar mit 200—300 Worten ausreichen, und wenn ferner **ein** Laut durch verschiedene Modulation, die freilich unser durch Kulturgeräusche verdorbenes Ohr nicht mehr zu erfassen vermag, acht- und zehnfache Bedeutung erlangen kann wie z. B. im Chinesischen.

Vielfach und stark sind also die Bindemittel, die eine Gemeinschaft in der Vorzeit zusammenhielten und wie mit eisernen Klammern und Schrauben zusammenschlossen. Keiner wagt es die Sitte des Stammes zu übertreten, denn es wäre ein Frevel gegen die Gemeinschaft, ein feindseliges Rütteln an ihrem Gefüge. Keiner darf sich erkühnen das Credo anzuzweifeln oder gar öffentlich zu leugnen; er würde aus der Gemeinschaft ausgestoßen, geächtet, verfolgt, gemartert, getötet werden. Mythos und Kult beherrschen so den ganzen Umkreis des Lebens und erzeugen auf dem Boden der natürlichen Gemeinschaft, die gleichzeitig die Wiege und Bildnerin der Sprache ist, geradezu die Formen der Kultur selber. Die Religion

als Familienglaube und Familiensitte ist demgemäß der Mutter- und Nährboden aller bürgerlichen Einrichtungen, der Sprache und aller Künste.

So mußte jenes starke Gemeingefühl, jener opferwillige Gemeinsinn entstehen, der die ältesten Gemeinschaften auszeichnet. Der einzelne findet bei der Gemeinschaft Schutz gegen äußere Angriffe und Rache für erlittene Unbill, die oft bis zur rächenden Blutfehde ausartet; dafür hat aber auch der einzelne Verpflichtungen gegen die Gemeinschaft; er muß nicht nur ihren Glauben und ihre Bräuche unverbrüchlich halten, sondern er muß für sie auch seine ganze Kraft einsetzen, ihr Wohl muß Ziel seines unausgesetzten Strebens sein; für ihr Interesse muß er ohne Zaudern und Zagen sich selber opfern, ihren Geboten sich willenlos unterwerfen.

14.

Der Ursprung der natürlichen Religion mit ihren beiden Teilen Mythos und Kult ist ebenso wie derjenige der Sprache als eines Verständigungsmittels zwischen denkenden Wesen demgemäß in der Familie, dieser ältesten und natürlichsten Gemeinschaft, zu suchen. Die Natur erzwang sie durch den Selbsterhaltungstrieb, der den Menschen zuerst dunkel fühlen und später deutlich erkennen ließ, daß er, auf die eigene Kraft allein gestellt, gegenüber den ihn bedrohenden Gewalten hilflos und schwach, jedoch durch eine feste, dauernde Verbindung mit seinesgleichen stark und mächtig sei. So wurde seine Hilfsbedürftigkeit zur Quelle seiner Größe, seiner Herrschaft über alle anderen Lebewesen.

Für sich allein ist der Mensch den ihm feindseligen Naturgewalten gegenüber ohnmächtig und muß in ungleichem Ringen bald erliegen. Anders gestaltet sich der Kampf, wenn er, mit seinen Mitmenschen zu einer Gemeinschaft vereint und durch Denken und Sprache zu zielbewußtem Handeln befähigt, den feindlichen Mächten gegenübertritt. Dann erst vermag er sich gegen sie zu behaupten und allmählich, bis zu einem gewissen Grade, sie zu überwinden und sogar sich dienstbar zu machen. So wurde durch beständigen Kampf ums Dasein die **Familienbildung** erzwungen, von der die Religion, die Sprache, die Kultur überhaupt ihren Ausgang genommen haben.

Die Familienbildung, das dauernde Zusammenbleiben der Blutsverwandten, war also für den Menschen ein Gebot der Not, der Selbsterhaltung. Schon zu ihrem eigenen Schutze und zur Pflege im Alter, die jedoch vielfach nur bis zu einer gewissen Grenze ging, mußten die Eltern die Kinder erziehen und an sich fesseln. Während eines großen Teiles des Lebens, ungleich länger als bei irgend einem anderen Lebewesen, sind die menschlichen Erzeuger Ernährer und Schützer ihrer Erzeugten, von denen sie Gefahr und Not abzuwehren bemüht sind, in der Erwartung, daß ihre Kinder, wenn sie herangewachsen sind, nach Maßgabe ihrer Kraft und Fähigkeiten, ihnen diese Liebesdienste vergelten oder doch wenigstens zum Schutze der Gemeinschaft beitragen werden. Nun treten aber oft an die Gemeinschaft Gefahren heran, denen auch das einmütigste Zusammenstehen nicht gewachsen ist, wenn z. B. Hunger und Seuche drohen oder furchtbare Naturereignisse verheerend einstürmen. Da ist kein Feind sichtbar, den man mit der Kraft der Arme oder mit Waffen bekämpfen kann. Der Mensch muß notwendig annehmen, daß unsichtbare, unfaßbare Gewalten hier im Spiele sind. Da die Gemeinschaft ihnen gegenüber ohnmächtig und hilflos ist, so muß sie zu dem Mittel greifen, das allein den Ohnmächtigen und Hilflosen gegeben ist, das dem Besiegten dem Sieger gegenüber allein noch bleibt: Bitten und Flehen, Weinen und Schmeicheln, Demut und Unterwürfigkeit, Hingabe und Opfern teurer Habe.

In jeder Not und Gefahr wendet sich das Kind an seine Erzeuger um Hilfe, bittet und fleht, weint und schmeichelt, zeigt sich demütig und unterwürfig. An wen aber sollten die Erzeuger selber und die anderen Erwachsenen, die Führer und Leiter der Gemeinschaft oder Familie in dringender Not, die unsichtbare Gewalten ihnen gesandt hatten und die sie mit eigener Kraft nicht zu wenden vermochten, ihr Bitten und Flehen, die Bethätigung ihrer Demut und Unterwürfigkeit, ihre Gaben richten? Ihre eigenen Erzeuger waren nicht mehr da, um ihnen, wie in ihrer Kindheit, zu helfen. Einmal zu irgend einer Zeit hatte

ihr sonst so starker Körper jeden Dienst versagt und war in Kälte erstarrt, nachdem ihr Atem, der warme Hauch ihres Mundes, versiegt war. In ihm, der daher dem Wahnbefangenen als das eigentliche Prinzip des Lebens erscheinen mußte, hatte sich nach seiner Meinung ein unsichtbares Etwas vom Leibe getrennt, den es bisher erhalten hatte und der sich nunmehr auflöste und verging. Es war also dies hauchartige Wesen, das sich vom Körper gesondert hatte, etwas, das die Verwesung nicht teilte, das trotz der Verwesung des von ihm früher bewohnten Körpers in irgendwelcher Weise, als schattenhaftes Abbild seines früheren Daseins, als Seele oder Geist, fortbestehen und fortwirken mochte. Aus dem kampfesmutigen starken Vater, der klugen, sorgenden Mutter war durch den Tod ein „Ahne", d. h. ein hauchartiges, unsichtbares oder doch nur wenigen Bevorzugten erkennbares Wesen, ein Geist geworden.

Wohin aber wendet sich dieses unsichtbare oder schattenhafte Hauchwesen, dieser Geist oder „Ahne", nachdem er den Körper verlassen hat? Dort, wo dieser verwest oder in seinen Überresten gesammelt ist, weilt er nach dem Glauben vieler Stämme und Völker vorzugsweise, wenigstens längere Zeit nach dem Tode. Er hat sich aber auch allen jenen Geistern angeschlossen, die in gleicher Weise ihre Körper verlassen haben, und sich so „zu seinen Ahnen versammelt." Mehr oder minder groß ist die Macht und der Einfluß auf die Schicksale der Überlebenden, die der Seele der Toten, den Ahnengeistern, zugeschrieben werden. Bald werden sie als hilfreich und gut, bald als böse und zürnend dargestellt, aber immer herrscht doch das Gefühl, daß dieses Geisterreich das Reich der Lebendigen in irgendwelcher Weise beherrsche. Verstärkt wurde dieses Gefühl noch durch Traumerscheinungen, die oft die Gestalten der Abgeschiedenen den Lebenden schattenhaft und unfaßbar vor Augen führten.

Als die Toten noch lebten, als ihre Geister noch mit ihrem Körper vereint waren, hatten sie sich gleichfalls, je nach Laune und Umständen, bald hold, freundlich und freigebig, bald aber auch finster, zürnend und strafend gezeigt; besonders traten diese guten und schlimmen Seiten bei den Leitern und Führern der Gemeinschaft, von denen alle übrigen Mitglieder derselben auf Gnade und Ungnade abhängig waren, deutlich für alle hervor. Ihren Geistern oder Ahnen schrieb man daher dieselbe Machtfülle, dieselben guten und bösen Launen, die sie in Verbindung mit dem Körper gezeigt hatten, auch nach ihrer Trennung von ihm noch weiterhin zu. Nahe lag es, in ihnen jene unsichtbaren, unfaßbaren Gewalten zu „ahnen", die der Gemeinschaft jene durch keine Anstrengung abzuwendende Not und Gefahr gesandt hatten. Und so wie man das Zürnen der Lebenden beschworen, die von ihnen verhängte Strafe abgewandt hatte, suchte man jetzt die Geister derselben mit denselben Mitteln zu besänftigen, die bei dem Lebenden ihre Wirkung gethan hatten: Bitten und Flehen, Weinen und Schmeicheln, Handlungen der Demut und Unterwürfigkeit, Darbringung von Gaben. Und damit sie nicht zürnen möchten, setzte man über das Grab hinaus jene Verehrung, die man den Lebenden gezollt hatte, noch fort; wie bei ihren Lebzeiten versah man sie mit Speise und Trank, gab ihnen alles, was sie im Leben geliebt hatten, mit, gedachte ihrer mit Gebet, Thränen, Gaben und mehr oder minder prunkvollen Feiern.

Diese Ahnen hatten aber selber einst Väter und waren selber einst Söhne, und so ging eine unendliche Reihe, die der Naturmensch gewöhnlich nicht über Großvater und Urgroßvater hinaus verfolgt, auf einen **Urahn** oder **Urgeist** zurück, von dem alles Leben seinen Ausgang genommen und der alles Leben wieder zu sich „in seinen Schoß" zurückruft, um es immer wieder, in neuen Gestalten und Formen, in die Menschenwelt zu entsenden und dort sichtbar zu verkörpern. So gelangte man durch den Ahnenkult zum Glauben an ein schöpferisches, geschlechtloses oder doppelgeschlechtiges Urwesen, das Tod und Leben beherrscht, oder an ein Urelternpaar, das alles Leben aus sich erzeugt und alles Leben wieder zerstört, das die Schicksale der Lebendigen beherrscht und lenkt und die Frist ihres Erdenwallens bestimmt. Die irdischen Familienhäupter gelten daher als die sichtbaren, zeitlichen Vertreter dieses unsichtbaren Urpaares, mit dessen Machtvollkommenheiten sie im kleinen ausgestattet sind; der „Wirt", wie im Altdeutschen oft das Haupt der Familie genannt wird, ist seinem Namen nach der „Herr des Werdens", des Wertes, des Wortes. Dieses Urwesen oder dieses Urpaar galt nicht nur als Herr des Lebens, sondern auch aller Lebensgüter, die

es mehr oder minder freigebig spenden, aber auch ganz versagen konnte, ebenso wie die Familienhäupter den Gliedern der Familie oder Gemeinschaft nach Gutdünken als Schaffner und Verwalter des gemeinschaftlichen Gutes dieses nach Laune verteilen konnten. An diese Ureltern wandte man sich also ganz so wie die Kinder an die Eltern; sie flehte man um Hilfe in der Not an, sie bat man um die Leibesnahrung, sie suchte man durch kleine Gaben, durch Schmeicheleien, durch Demut und Unterwürfigkeit gnädig zu stimmen und in Gebelaune zu versetzen; ihren Zorn beschwor man durch Klagen und Thränen; man gab ihnen denselben Namen wie den sichtbaren Eltern oder Familienhäuptern; man nannte sie die Guten, die Hohen, die Starken, die Herren, die Brotgeber, die Alten oder Älteren, später auch, in mannigfachen Umschreibungen, die Ewigen. Jeder, der einigermaßen mit der Religionsgeschichte und der Mythologie vertraut ist, wird die entsprechenden Benennungen bei den verschiedenen Völkern gegenwärtig haben. Ursprünglich wohl sind alle ihre Namen, sofern sie nicht spätere Beinamen sind und als solche zu selbständiger Persönlichkeit sich ausgestaltet haben, Lallworte gewesen, sowie das Kind sie stammelt; später wurden sie durch Präfixe und Suffixe verschiedenster Art erweitert, dann aber immer wieder zu Kosenamen verstümmelt und ihrer ursprünglichen Lallform angenähert.

Gerade die Götternamen sind daher unausgesetzter Veränderung unterworfen gewesen; als Beteuerungs-, Schwur- und Fluchworte sind sie oft bis zur Unkenntlichkeit entstellt, und einzelne derselben sind schließlich ganz schlichte, tonlose Partikeln geworden. Es ist daher das undankbarste Geschäft, das Wesen der Götter aus ihren Namen deuten zu wollen, und ein wahnsinniges Unternehmen die Namen auf das Streckbett der Lautverschiebung zu bringen und, wie es gewisse hyperkritische Sprachforscher machen, eine Verwandtschaft dann schon zu leugnen, wenn etwa bloß die Quantität eines Vokales verschieden ist, wie z. B. bei ἔρα und Ἥρα, obschon das **Wesen** der Gottheit gebieterisch Annahme der Identität der Worte verlangt. Auf dem Gebiete der Etymologie der Götternamen hat in anderer Hinsicht „die vergleichende Mythologie" A. Kuhns und M. Müllers und ihrer Jünger viel gesündigt; von all ihren einst so gepriesenen und als Wunder des Scharfsinnes und der Gelehrsamkeit gerühmten Etymologieen ist wenig, sehr wenig, fast gar nichts geblieben.

Wurzelt der Mythos im Familienleben, dann hat die Annahme doch wohl am allerersten Berechtigung, daß der Mensch aus ihm, das ihm so nahe lag und ihn mit tausendfachen Fäden umsponnen hielt, auch die Bezeichnungen für jenes schöpferische, schicksalsmächtige Urpaar, dessen Vertreter die Familien- oder Stammesalten waren, entlehnt hat. Daher hat es alle Wahrscheinlichkeit für sich, daß z. B. der Name Athene, den Müller mit ahâna (Morgenröte) zusammenbringt, obschon die attische Landesgöttin nicht die geringste Beziehung zur Morgenröte aufweist, wohl ursprünglich Atta gelautet und sie als Mutter oder Großmutter bezeichnet hat, die sie ja den ältesten Mythen zufolge auch thatsächlich ist, daß De-meter (in einzelnen Dialekten: Da-mater) wohl dasselbe bedeutet und daß Atta nur verdoppelnde Umkehrung von Da ist. Dasselbe läßt sich von dem Namen der Göttermutter Ammas Rheia behaupten, von denen der erste verdoppelnde Umkehrung des uralten Götternamens „Ma" ist, während der zweite, in dem eine von den Zunftgesellen vielbewunderte philologische Kathederweisheit eine Kürzung aus Ὀ-ρείη erkennen will, eine Dehnung von Rha oder Ra ist, das in Umkehrungen als Ara, (Era, Erinys u. s. w.) auftritt und auch als Lallwort nur die Mutter, vielleicht in irgend einer Beziehung zum Wasser, etwa zum rieselnden, rauschenden, bezeichnet haben kann. Diese einfachen Lallworte, die die irdischen sichtbaren Erzeuger ebenso gut wie das göttliche Urpaar bezeichneten, erfuhren dann eine unendliche Modelung und Abtönung.

Auch Religionen, die bereits voll ausgebildet, ja schon der Verderbnis anheimgefallen waren, konnten zur Bezeichnung der göttlichen Urzeuger die Benennung „Vater" und „Mutter" nicht entbehren. So entspricht, um nur das Bekannteste anzuführen, dem indischen Djàus-pitar die griechische Anrufung „Ζεῦ πάτερ", neben der auf „Ammas" Rheia und De-meter hinzuweisen ist, sowie das lateinische Jupiter und Diespiter. Und noch heute findet auch der Gebildete, wenn er mit rechter Inbrunst an die Gottheit sich wendet, für sein Verhältnis zu ihr keine würdigere, passendere Bezeichnung als Kind und Vater, und die Worte, die er

an sie richtet, sind kindliches Stammeln. So redet auch das erhabenste Gebet, das die Erde kennt, die Gottheit mit „Unser Vater" an, und seine einzige rein irdische Bitte lautet: „Unser täglich Brod gieb uns heute." Und diese Bitte um das tägliche Brot entrang sich den Lippen der Menschheit ebensogut in der Urzeit, wie sie sie heute noch bewegt. **Alle Feste der Naturreligionen bewegten sich ursprünglich um dieses „Geben" der Gottheit, um die Leibesnahrung, und ein Mahl in irgend einer Gestalt bildete den Hauptteil jeder größeren religiösen Feier.** Die leibliche Not und Hilflosigkeit erzeugte die Naturreligion, rief die Vorstellung und das Anrufen unsichtbarer höherer Gewalten wach. Und dies gilt zum Teil heute noch. „Not lehrt beten" ist ein wahres Sprichwort. Im Glücke, wenn der Mensch in der Güter Überfülle schwelgt, vergißt er nur zu leicht der Gottheit, die erst durch Heimsuchungen und Prüfungen ihn an ihr Dasein mahnen muß.

Wie das Kind seinen Eltern, der Knecht dem Herrn, der Unterthan dem Machthaber, nähert sich der Mensch der Gottheit oder vielmehr, da sie selber unsichtbar ist, ihrer Bannstätte, ihrem Bilde oder Sinnbilde, in denen ihr Numen zeitweilig sich birgt und mit den Menschen in Verkehr tritt, und die so, um mit gewissen Folkloristen zu reden, zu „Fetischen" werden. Dazu genügte irgend ein Stein, der mit zunehmender Kultur zu einer Säule, noch später zu einem gegliederten Gebilde wurde. Oft auch war die Bannstätte und das Bild der Gottheit irgend ein mächtiger Baum, an dessen Stelle auch ein Pfahl oder ein bekleidetes oder unbekleidetes Holzbild treten konnte. Bäume waren die ältesten Tempel, und wenn sie verdorrten, so baute man um den dürren, geglätteten Stamm ein Tempelgemach, ähnlich wie Odysseus sein Ehegemach, das auch nichts weiter als ein Tempel der Athene *Πηνέλοψ*=Penelope war, um den geglätteten Stamm des Ölbaumes baute.*) Aber wie Bäume konnten auch andere Pflanzen das Numen der Gottheit zeitweilig in sich aufnehmen und als Vertreter der Gottheit gelten, und hiermit erklärt und erledigt sich der Vorwurf, den man den Ägyptern machte, „daß ihre Götter im Küchengarten wüchsen."

Auch Quellen, Bäche und Flüsse wurden sehr oft Bannstätten der Gottheit und Gegenstand der Verehrung; die ihr dort dargebrachten Gaben wurden gewöhnlich in die Tiefen des Wassers versenkt, während man beim Baumkult die Spenden an die Bäume hing. Die Steine salbte man mit Öl oder benetzte sie mit Wein; man küßte und streichelte sie und glaubte so in möglichst innige Berührung mit der Gottheit zu kommen.

So wie jede Pflanze und jeder Stein konnte auch jedes Tier, ja sogar die Haut eines Tieres als vergängliche Wohnung der unvergänglichen Gottheit gelten, wie z. B. in Ägypten der Apisstier, der Ammonwidder, die Katze, der Sperber, das Krokodil, in Athen die Eule, in Rom der Specht, der Wolf u. a.

Wenn nämlich die Gottheit Hüterin aller Lebenskeime und aller Lebewesen, also auch der Tiere und Pflanzen **Erzeugerin** ist, so konnte sie **als solche** auch in Tier- und Pflanzengestalt auftretend gedacht werden. Spätere Geschlechter, die die Einfalt der Vorzeit nicht mehr verstanden, sprachen dann von „Lieblingstieren" der Gottheit, ohne zu ahnen, daß die Gottheit selber einst als das betreffende Tier erschienen war; man sprach auch von „Verwandlungen", indem man verkannte, daß die Tier- und Pflanzengestalt das Ursprüngliche war. So nur konnte z. B. bei Indogermanen wie bei Semiten jener Wahn entstehen, der noch heute als Kinderglaube fortlebt, daß die Menschen aus Bäumen oder Felsen entstanden seien oder als Ungeborene bei der Brunnenmutter lebten. War einmal für eine Gemeinschaft der Baum, der Stein oder der Quell das Abbild und die zeitweilige Verkörperung der alle Lebeformen erzeugenden Gottheit, so war auch der weitere Schluß berechtigt, daß einem solchen göttlichen Baume, Felsen oder Quell auch die Menschen das Dasein verdankten. Daß hierin der Ursprung des sog. **Totemismus** zu suchen ist, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Aber auch der **Animismus** ist aus den besprochenen Thatsachen zwanglos zu erklären. Unter Animismus möchte ich aber hier weder den Seelenkult Lipperts noch den Ahnenkult

*) Auch der Name der „Dienerin," die dieses Tempelgemach zu hüten hat, „Aktoris", weist auf Athene hin.

Spencers und ihrer Gefolgschaft verstanden wissen, sondern jene Theorie, welche behauptet, daß der Mensch einen angeborenen Trieb besitze, die ihn selbst beseelenden Geisteskräfte und Neigungen auch bei leblosen Dingen vorauszusetzen oder die tote Natur beseelt sich zu denken, und daß besonders in Griechenland diese Form des Animismus am üppigsten gewuchert habe. Letzteres hat aber seine guten Gründe.

Wählte sich die Gottheit einen Stein, einen Baum, einen Quell zum zeitweiligen Aufenthalt, um an ihnen und durch sie mit den Menschen in Verkehr zu treten, so wurde sie als Bewohnerin dieser Dinge gedacht und verehrt. Nun hatte aber jede Familie ursprünglich ihren besonderen Kult innerhalb des von ihr bewohnten Gebietes und mithin auch eine besondere Kultstätte, an der sie mit der Gottheit verkehrte und die, wie aus mehreren Mythen geschlossen werden kann, mitunter Baum, Quell oder Fluß und Fels zusammen mit irgend einem Tiere oder einer ausgespannten Tierhaut umfaßte. Bei der großen Zahl der einzelnen Familien, die, auch wenn sie nachher zu größeren Sakralverbänden und Stammesvereinigungen sich zusammenschlossen, doch neben dem Kult der größeren Gemeinschaft ihren Familienkult zum größten Teil beibehielten, mußte eine Unzahl von Kultstätten vorhanden sein, und mit ihnen also auch eine gleich große Zahl von Bäumen, Quellen und Felsen, die man von der Gottheit bewohnt sich dachte. So wie bei der immer größer werdenden Mythenverwirrung viele Beinamen der Gottheit zu selbständigen Persönlichkeiten sich loslösten, so wurde auch mit der Zeit die an der einzelnen Kultstätte haftende und wirkende Gotteskraft zu einem persönlichen und selbständigen Gottwesen erhoben. So entstanden denn die Dryaden, Hamadryaden, Naiaden, Oreaden, Okeaninen und Nereïden, von denen insbesondere die letzteren noch im heutigen griechischen Volksglauben eine wichtige Rolle spielen, ferner die Silenen, Panisken und vielleicht auch die Kentauren der griechischen Mythologie.

Auf dieselbe Vorstellung, daß das göttliche Urpaar Erzeuger aller Lebewesen in ihren mannigfaltigen Formen sei und wechselnd die Gestalt derselben annehme, sind auch jene sonderbaren, oft ungeheuerlichen Darstellungen, die das Bild der Gottheit aus menschlichen und tierischen Gliedern oder auch aus Pflanzenteilen zusammengesetzt uns zeigen, teilweise wenigstens zurückzuführen.

Auch alle jene so anstößigen Erzählungen von den Buhlereien der Gottheiten, die meistens mit einer „Verwandlung" in ein Tier oder eine Pflanze, einen Stein, eine Quelle oder in sonst irgend einen Gegenstand endigen, hängen mit dieser Vorstellung zusammen. So sind z. B. bei den Semiten und Vorderasiaten die Buhlschaften der Istar, der Atargatis-Semiramis, der Kybele, der kyprischen Aphrodite u. s. w. und die damit verbundenen unzüchtigen Kulte zu erklären; aus derselben Vorstellung heraus sind alle Liebschaften des Zeus, die Buhlkünste der Helena, die Namen Pandemos und Vulgivaga, die eheliche Untreue der germanischen Frigg zu deuten.

Im allgemeinen giebt sich aber mit dem Fortschreiten der Kultur und der Kunstfertigkeit immer mehr das Bestreben kund, die Gottheit unter menschenähnlicher Gestalt darzustellen und alle tierischen oder pflanzlichen Teile von ihrem Bilde loszulösen. Man stattet sie, wenn auch in riesenfach vergrößertem Maßstabe, mit menschlichen Eigenschaften aus, legt ihr menschliche Leidenschaften und Bedürfnisse bei, läßt sie nach Menschenart denken, fühlen und handeln.

Ähnlich wie seine eigene Wohnstätte dachte sich auch der Mensch die Wohnung der Gottheit und der um sie gesammelten Geister. Hauste er selbst in einer Höhle, so wurden auch die Götter zu Spelaïten, wohnten in Berghöhlen tief im Schoße des Gebirges, wo er dann auch seine Toten barg, damit ihre Geister den Ureltern nahe seien. Hatte er seine Behausung auf irgend einer schwer zugänglichen Felsenkuppe roh aus Steinen zusammengetürmt, so wohnte auch die Gottheit nach seiner Vorstellung auf hohem Bergesgipfel in irgend einer unsichtbaren Stein- und Volksburg (Larisa) als der Stein- und Volksalte (*βασι-λεύς*?). Im Verein mit den „Ahnen" hauste z. B. in Deutschland der Uralte als „Wirt", d. h. Herr des Werdens, auf dem „Wirtemberg" (Wirtinesberg) oder Werdenberg, als „Alter" auf dem „Altenberg", als „der Lichte" auf dem „Lichtenberg" oder „Lichtenstein",

als Erzeuger des chunni (Geschlechts) auf dem „Hunsrück", deren griechische Gegenbilder ein Genesion, ein Geronteion, ein Lykaion sind und zu denen vielleicht auch „O-lympus" als ein „limbus patrum" sich stellt. Hatte der Mensch im Dickicht der Wälder sein schützendes Obdach gefunden, so wurde für ihn auch die Gottheit zu einer wälderbewohnenden Macht, z. B. in Rom zum Silvanus, der nur eine bei einem einzelnen Stamm zuerst ausgebildete Spielart des Faunus und schließlich des Jupiter selber ist. Dem Küstenbewohner fuhr der Urgeist in einem alle Lebenskeime, die Toten und Ungeborenen bergenden Schiffe oder riesenhaften Sarge, gleich der λάρναξ Deukalions, auf dem Meere umher oder lebte auf fernen Inseln. Die dort hausenden Meeresvögel, ein πηνέλοψ, eine αἴθυια u. s. w., dann aber auch Zugvögel wie Storch, Kranich, Wildgans, Wachtel u. s. w. waren für ihn Erscheinungsformen, später Lieblingstiere und Botinnen der lebenspendenden und lebenraubenden Gottheit.

Sobald als die menschlichen Behausungen größer und geräumiger wurden, besonders als die Stammesalten und Volkswalter sich prächtige Wohnstätten und Paläste bauten, wurden auch die Wohnungen der Gottheit als mit phantastischer Pracht ausgestattet gedacht und diese nach Möglichkeit auch auf ihre irdischen Bannstätten, an denen sie mit den Menschen verkehrten, auf ihre Heiligtümer und Tempel übertragen.

So wie die Familie den Herd als Sammel- und Mittelpunkt ihrer Gemeinschaft betrachtete, an dem vorzugsweise die Familienhäupter als Hüter und Verteiler der Nahrung walteten, so brauchte auch der Stamm, diese erweiterte Familie, brauchte auch das aus mehreren Stämmen zusammengewachsene Volk einen gemeinsamen Herd, der als Ursprung des Volkes (vgl. das λήιτον im thessalischen Halos und in Böotien) und als Ort des Lebens und der Lebensgüter galt. Daher war auch bei den Griechen **Hestia**, die Herdhüterin, die Göttin allen Anfangs; darum ist auch anzunehmen, daß **Hephaistos**, der später so verkannte rußige Schmied, der aber doch Gatte der Charis war und den ein attischer Kult der Athene beigesellt, ursprünglich für irgend eine Gemeinschaft ein an der Lebensesse arbeitender gewaltiger Urgott war, unter dessen kunstfertigen Händen nicht bloß herrliche Erzarbeiten sondern auch **Pandora**, die alle Gaben, aber auch alle Krankheiten und den Tod bringende Lebens- und Todesgöttin, hervorgegangen ist.

Um den **Lebensschmied** sind natürlich auch die Toten und Ungeborenen, deren Herr er ist, gesammelt. Nahe lag es, sie als seine Mitarbeiter und Gehilfen zu denken. Was er mit seiner gewaltigen Hand erschafft, suchen sie im kleinen als „Hände", „Finger", „Fäustlinge" und drgl. (die griechischen Δάκτυλοι, Πυγμαῖοι u. a.) zu leisten; oft werden sie auch von ihrem Herrn und Meister zu den Lebendigen entsandt, um ihnen bei ihren Arbeiten hilfreich oder hemmend zur Seite zu stehen. Die deutschen **Zwerge** und **Wichte**, die **Heimchen** (Heinchen?) oder Heinzchen (Heinzelmännchen) sind auf diese Weise zu erklären, es sind die Geister der Ungeborenen und Toten.

Dachte man sich den Urgeist als **Jäger**, wie z. B. **Wuotan**, so zog hinter ihm her das **Muotesheer, die wilde Jagd**, und die Jagdgesellen waren die Geister der Toten; schmauste und zechte der Urvater in seiner hohen Halle, so waren auch die Geister der Toten um ihn beim Gelage als seine Tafelgenossen. Weil es Aufgabe der Familienmutter war zu spinnen und zu weben, so wurde auch die Urmutter als Spinnerin und Weberin gedacht, die den Sterblichen den Lebensfaden spann und die Leibeshülle webte. So wie der Familienalte beim Fällen und Zerlegen der Tiere die Axt oder das Beil brauchte, so führte auch der göttliche Uralte ebenfalls Beil oder Doppelaxt in vielen Kulten; weil die Familienmutter allen alles ziemlich zumaß, wurde auch die Urmutter vielfach mit dem Mond oder der Sonne als Scheffelmaß auf dem Haupte dargestellt wie z. B. Demeter-Kore. Nur so ist auch zu erklären, daß aus dem Lallworte Ma, das ursprünglich Mutter und Mutternahrung bezeichnet, nicht nur der Name der großen mütterlichen Göttin werden konnte, sondern daß es, als Mene aus Men erweitert, auch den Mond nach dem Maß bezeichnete, das die Urmutter ebenso wie die Familienalte führte.

Und so wie das Kind die Mienen seiner Eltern, der Sklave den Blick seines Herrn, der Unterthan die Launen seines Gebieters genau beobachtet und Gutes oder Böses für sich

aus ihnen herausliest, so verhielten sich auch die lebenden Geschlechter der Menschen als Kinder ihrer Altvordern den Ahnengeistern und namentlich dem sie alle beherrschenden und umfassenden Urgeiste oder Urvater gegenüber. So wie das Kind, der Knecht, der Unterthan nichts Wichtiges zu thun wagen ohne Erlaubnis der Familien- bezw. der Stammesalten, so forscht auch der Lebendige bei allen seinen Handlungen von einiger Tragweite, ob seine Vorfahren und Ahnen, vor allem aber, ob die Uralten sie billigen und gutheißen. An ihrer Bannstätte befragte man sie und erforschte ihren Willen auf mannigfache Weise. Zu den Rat Suchenden sprachen bei den Semiten wie bei den Indogermanen die göttlichen Uralten oder auch die zu ihnen heimgekehrten, in ihnen aufgegangenen Toten aus dem Rauschen des Baumes, der als ihre Wohnstätte galt, aus dem Sprudeln des Quells, in dessen Tiefen sie hausten, dem Fluge der Vögel, in denen sie oft verkörpert erschienen, dem Wiehern der Rosse, den Blitzen und dem Donner des Himmels. Oft auch thaten sie ihren Willen kund durch geworfene Lose, die Eingeweide der Opfertiere, durch die „Stimmen" des Zufalls u. s. w.

Im Namen der göttlichen Uralten, als deren irdische Verkörperung er sich betrachtete, sprach der Familienalte Recht und schlichtete den Streit, ein Herr über Leben und Tod so gut wie der göttliche Urahn, den er vertrat. Nur da, wo seine Weisheit versagte, überließ er unmittelbar die Entscheidung und das Urteil der Gottheit selber. **Die Familienalten sind die alleinigen Mittler zwischen den göttlichen Uralten und der von ihnen selbst geleiteten Gemeinschaft.** Sie allein haben Zutritt zur Bannstätte der Gottheit, zum innersten Heiligtum, wo sie mit ihr sich beraten und Erleuchtung von ihr empfangen. Dachte man die Gottheit auf hohen, unzugänglichen Bergen, jenseits reißender Ströme oder auf fernen Inseln wohnend, so kannten sie allein die Wege und Stege, die Brücken und Fähren (als pontifices? γεφυραῖοι?), die zu ihr führten; sie allein bahnten dem Toten die Wege zum Sitz oder Schoß der Uralten, damit er sich ihnen vereinige und ihnen gleich werde. In Ägypten wurde diese Angleichung an die Gottheit geradezu ausgesprochen, wenn man den Toten sagen ließ: Ich, Osiris N. N. In Rom, wo jeder Mann seinen Genius, jede Frau ihre Juno hatte, war diese Angleichung an die göttlichen Urzeuger eigentlich schon für die noch Lebenden ausgesprochen.

Die Familienalten allein kennen auch die Gaben, Worte und Handlungen, die den göttlichen Uralten genehm und wohlgefällig sind, sie allein bringen das Opfer dar, sprechen die rechten Worte, üben den unverfälschten Brauch; sie allein bestimmen, nach Beratung mit der Gottheit, Sitte und Satzung für die Lebensführung der ihnen untergebenen Gemeinschaft, wenn etwa ein Bedürfnis für neue oder für eine Änderung der alten sich ergiebt.

So sind die Familienalten die ersten Priester; aber wie alle ihre Obliegenheiten auf die Gottheit übertragen und als von dieser vorbildlich geübt gedacht wurden, so mußte dementsprechend auch das göttliche Urwesen vielfach als erster Priester und Opferer aufgefaßt werden. Und so weisen denn auch eine Menge Naturreligionen einen Mythos auf, in dem die Gottheit als ihr eigener Priester und Opferer auftritt, damit die Menschen für alle Folgezeit denselben heiligen Brauch zu ihrem eigenen Nutzen und Frommen und zur höheren Ehre der Gottheit vollzögen. Nicht wenige Kulte, besonders agrarische, gehen sogar soweit, daß sie die Gottheit sich selber zum Opfer bringen lassen und dann dieses Selbstopfer der Gottheit durch entsprechende Bräuche nachbilden, so z. B. in Griechenland im Lykaios- und Athamaskult, in den Kulten von Sikyon und Korinth, im Dionysosdienst u. v. a.

15.

Aus den vorstehenden Ausführungen ergiebt sich, daß die Ursprünge des Mythos und des Kults, die in ihrer Vereinigung die natürliche Religion bilden, in der Familie zu suchen sind, daß diese selber aber wieder ein Erzeugnis des in der Form des Gesellschaftstriebes sich äußernden allgewaltigen Selbsterhaltungstriebes ist. Es ergiebt sich aus ihnen ferner, daß der Glaube an unsichtbare höhere Wesen hilfreicher oder schädlicher Art aus dem Ahnen- oder Geisterglauben und dem Totenkult sich entwickelt hat, daß dieser dann seinerseits zum Glauben an ein alles Leben in seinem Schoße bergendes Urwesen, dessen vergängliche Erscheinungs-

formen aus einer Außen-, Unter- oder Überwelt in die Binnenwelt gelangen und von dort nach längerer oder kürzerer Frist zu ihrem Ursprung zurückkehren, in weiterer Folgerung geführt hat.

Aus dem Familienleben und mithin aus der Religion, die es **bindet** und fest begründet, ist alle Kultur ausgegangen. Man kann mit Recht sagen, daß die Religion das Menschengeschlecht erzogen, daß sie den Menschen erst zum Menschen gemacht habe. Aber diese Erziehung ist nicht überall gleichmäßig vor sich gegangen; manche Familien, Stämme und Völker sind unter günstigen Verhältnissen, die nicht immer notwendig mit günstigen klimatischen Verhältnissen sich decken, rascher vorgeschritten und haben höhere und edlere religiöse Begriffe entwickelt, während andere, besonders wo das Klima die geistige Regsamkeit erstickte oder allzu günstige Ernährungsverhältnisse das Gefühl der Hilfsbedürftigkeit nicht schärften, wo die Not also nicht „beten" lehrte, auf den untersten, tierähnlichen Stufen zurückblieben; manche wiederum, die bereits eine hohe Stufe religiöser Bildung und Gesittung erreicht hatten, sanken wieder in Roheit und Unbildung zurück, nachdem ihre Lebensbedingungen sich in ungünstiger Weise verändert hatten.

Noch andere Umstände haben die ruhige Erziehung des Menschengeschlechts zur Religion gestört und manche Religion der Verderbnis überliefert.

Wenn die Familie ungestört sich zum Stamme auswuchs, blieben die Grundzüge des Mythos und des Kults dieselben; wenn aber **mehrere** Familien, deren jede einen besonderen Mythos und besonderen Kult hatte, auf friedliche oder gewaltsame Weise sich zu einem Stamme zusammenschlossen, wenn dann gar mehrere Stämme zu einem Volke sich vereinigten, so mußte die Religion unausbleiblich ihre ursprüngliche Einfachheit einbüßen und ein sehr kompliziertes Gebilde werden; es mußte ein Mythenwirrsal entstehen, das niemand mehr ordnen konnte.

Da nun in Griechenland die Zersplitterung in kleine Gemeinden und Stämme, wie wohl nirgends sonst, durch die Natur des Landes begünstigt wurde, so mußte auch hier, als die oben besprochene Vereinigung der kleinen Gemeinden und Stämme zu größeren Sakralverbänden und Nationalbünden erfolgte, die Verwirrung der Mythen und Kulte eine ganz außerordentliche werden.

Da ferner die Natur des Landes durch die vielen Inseln und durch die starke Küstengliederung den Verkehr mit der Fremde sehr erleichterte, so strömten auch auf diesem Wege von allen Seiten her Mythen fremdartigen Wesens in das Land hinein und machten die Verwirrung vollends unheilbar.

Die sog. **Stammestheorie** ist also in ihrem vollen Rechte, wenn sie die Entstehung des olympischen Götterstaates als ein Ergebnis der Vermischung und Vereinigung einzelner griechischen Stämme und des Eindringens fremder Kulte auffaßt. Ordnende Hände haben diesen Götterstaat und die Theogonieen aus dem Mythenwust, der sich angesammelt hatte, mühsam herausgebildet und so eine griechische Nationalreligion geschaffen, neben welcher aber die Religion der kleineren Stämme fortbestand, wenn auch ein mehr oder weniger kümmerliches Dasein fristend.

Im Gegensatz zu dem vieltausendköpfigen olympischen Götterstaate war die Zahl der Gottheiten in der Familie und in dem noch unvermischten Stamme eine sehr geringe. Man verehrte ein göttliches Urelternpaar, das der Familie oder dem Stamme das Dasein gegeben hatte und das als eigentliche und ursprüngliche Landes- und Stammeseltern durch seine sichtbaren Verkörperungen, d. h. die Familien- und Stammesalten, die Familie oder den Stamm regierte und schützte. Man verehrte auch fast allgemein, und zwar nicht nur bei den Griechen und übrigen Indogermanen sondern auch bei den Semiten, den **Erstgeborenen dieses Urelternpaares** in besonderer Weise und zwar als unsterblichen Gott und sterbliches Wesen, als ein Gotteskind, das zuerst von allen Geborenen den Tod erlitten habe, und allen als ihr Führer und Herrscher (vgl. die Namen Archemoros, Learchos, Archelaos u. s. w.) im Tode vorangegangen sei.

Da er **allen** Lebewesen im Tode als Erstgeborener vorangeht, und da seine Eltern als **Erzeuger des vielgestaltigen Lebens** ihre Gestalt beständig wechseln können, so konnte auch er in Menschen-, Tier- oder Pflanzengestalt oder in irgend einer Mischform auftreten und

so seinen Nachkommen, seinem Geschlechte oder Stamme **Namen** und **Abzeichen** (also das „Totem" der Folkloristen und Ursprung unserer heutigen Wappen und Fahnen) nach seinem Urbilde oder irgend einer seiner Erscheinungsformen geben.

So ist z. B. **Arkas**, der Stammvater des Bärenvolkes der Arkader, bald ein Mensch und bald ein Bär, in den er also nicht erst „verwandelt" zu werden brauchte; seine Mutter **Kallisto**, die Buhle des Himmelsgottes Zeus, ist zugleich die Schönste der Schönen und doch eine zottige Bärin. Die **Achäer** sind ihrem Namen nach „Hirsche"; die **Arnäer** mit ihrer Stammmutter Arnaia(=Penelope) sind „Widder"; die **Hyanten**, die Ureinwohner Böotiens, sind die Eberleute, und die **Heller** oder **Hellenen** *ἕλλοι* oder „Junghirsche." Wahrscheinlich haben sie, gleich einem ver sacrum der Latiner, auf Grund eines Götterspruchs aus der Eiche von Dodona sich von ihren „grauen Alten" getrennt und ein besonderes nationales Dasein errungen, und was die „Prisci Latini" in Italien, sind die *Πελασγοί* für Griechenland, also das „Altvolk", das in seinen Sitzen verblieb, im Gegensatz zu dem in die Ferne ausgezogenen Jungvolk.

Noch deutlicher redet für die oben entwickelte Ansicht die römische Stammessage, wenn man sie richtig erkennen und deuten will. Die „Hirtenfrau" **Acca Larentia** ist durch ihren Namen die „Mutter" der Laren; ein Lar oder Lars (etruskisch) ist aber der Landesherr oder, in kleineren Verhältnissen, das Familienoberhaupt. Weiterhin sind aber „Laren" auch alle seine abgeschiedenen Vorfahren, die schließlich in ihrer „Acca" ihren gemeinsamen Ursprung haben. Als Wölfin verkörpert, nährt sie unter der Ficus Ruminalis, die als ihr weiteres Sinnbild oder ihre Bannstätte gelten kann, das Zwillingspaar Romulus und Remus, von denen, wie bei den Dioskuren, der eine (Remus) sterblich ist, während der andere (Romulus), zu des Himmels Höhen emporgeführt, Stammvater des Volkes und Gründer einer Stadt wird. Das Wolfssymbol wurde vielleicht in Beziehung auf das Wort „Lucumo" gewählt, das auch die Geschlechtsältesten bezeichnete.

Es kann kein Zweifel sein, daß die griechischen **Heroen** bei den einzelnen Geschlechtern und Stämmen ursprünglich nur als die **ersten sichtbaren Verkörperungen des göttlichen Urwesens**, als die ersten Menschen und ihrer vielgestaltigen Natur nach auch als die Erstlinge beliebiger Tier- oder Pflanzengattungen gegolten haben. Besonders beliebt als Erscheinungsform des Stammeserstlings war die **Roßgestalt**, die in Griechenland so sehr in Aufnahme kam, daß fast alle Heroen auf Rossen oder in irgendwelcher Beziehung zu ihnen dargestellt wurden.

Da nun vom Himmel und von der Erde mit den an ihnen wirksamen unendlichen Kräften und mannigfaltigen Erscheinungen alles vegetative Leben abhängig ist, so konnten sie vor allem als Erzeuger des Lebens, also als Ureltern aller Lebewesen, angesehen werden.

Es ist jedoch hierbei nicht einseitig an das Himmels**gewölbe** oder an den Erd**boden** zu denken, die im großen nur als das galten, was ein Stein, ein Baum oder Quell oder später ein Tempel im kleinen waren, nämlich als Bannstätten oder Wohnungen der göttlichen Urwesen; letztere sind als **an** und **in** dem Himmel und der Erde und **durch** sie wirkende, allumfassende Mächte zu denken, die persönlich frei und schrankenlos Himmel und Erde beherrschen, und sie sind allein gemeint, wenn im Verlaufe dieser Untersuchung vom „Himmelsgott" und von der „Erdgöttin" die Rede ist.

Zeus kann z. B. nach Belieben seine Himmelswohnung, die vielfach auf einem unzugänglichen, himmelanstrebenden Berge gedacht wurde, verlassen, zur Erde herab und selbst in ihre Tiefen steigen, und sein weibliches Gegenbild, mag es nun Gaia, Dione, Demeter, Hera, Leto (was auch wohl nur „Volksmutter" heißt) sich benennen, weilt ungehindert auf der Erde und wandert auf ihr frei umher, gesellt sich aber auch dem Himmelsherrscher auf wolkenverhüllten Höhen, in Grotten, auf Inseln oder an den Grenzen der Welt.

Weil sie von Wolkenschleiern verhüllt sich dem Himmelsherrscher naht, ist die Erdgöttin Hera deshalb noch lange nicht die bei den Vertretern der meteorischen Mythendeutung so beliebte „Wind- und Wolkenmutter". Da die Vereinigung des göttlichen Urpaares für die irdische Ehe ein Vorbild sein soll, hüllt sich die Braut des Himmelsgottes, ebenso wie die

irdische Braut, in einen Schleier, der entweder weiß oder, wie in Rom, wohl in Hinsicht auf die aus der Wolke zuckenden Blitze, ein flammeum war; wie die vom Gatten durch den Tod geschiedene Ehefrau den schwarzen (oder weißen) Witwenschleier anlegt, trauert auch die vom Himmelsgotte im Winter getrennte oder verlassene Erdgöttin als Witwe (Ἥρα χήρα), wenn sie in düsteren Regen- oder Schneewolken sich verbirgt. Alle Einzelheiten, insbesondere der römischen Eheschließung, die ihr Ritual sowohl wie die Weiheworte „Ubi tu Gaius, ego Gaia", wohl den die Himmelserscheinungen so genau beobachtenden und deutenden Etruskern verdankt, finden ihr Substrat im Jahreskreislauf.

Der Mond wird bei dieser Auffassung des Himmels und der Erde als eines göttlichen Urpaares gewöhnlich der Erdgöttin, die Sonne dem Himmelsgotte als Eigentum zugewiesen. Diese Himmelskörper sind dann, wie schon gesagt, Schmuck oder Hoheitszeichen der beiden Gottwesen; insbesondere gilt der Mond als Attribut der alles messenden und ermessenden Erdgöttin, die ihn oft als Scheffelmaß (modius) auf dem Haupte trägt. Wenn die Erdmutter als „Kuh" dargestellt wird — von ihrer ursprünglichen Kuhgestalt ist der βοῶπις Ἥρα nur das „Ochsenauge", sowie von ihrer Eulengestalt der γλαυκῶπις Ἀθηνᾶ nur das „Eulenauge" übrig geblieben — so trägt sie zwischen den Hörnern, die die Mondsichel vorstellen, oft noch eine Scheibe, die nur die Sonne oder der Vollmond sein kann. Wegen dieser Hörner ist sie aber noch lange keine „Mondgöttin", wozu so viele Mythologen sie machen, sondern sie trägt den Mond oder die Mondsichel nur als ihr Herrschafts- und Hoheitszeichen.

Ist nun der Heros das Kind dieser göttlichen Uralten, des Vaters Himmel und der Mutter Erde, so hat man, da Ἥρα als Erdgöttin, trotz der abweichenden Quantität der Stammsilbe, = ἔρα sein muß, das Wort Ἥρως unmittelbar (wie Ἔρως von ἔρα) von diesem Namen abzuleiten und es als **„Erdensohn"** zu erklären. **Und ein solcher ist ein Heros in der That, denn sein sterbliches Teil, das er von seiner Mutter Erde empfangen hat, verfällt dem Grabe und fordert düstern Totendienst, während sein Unsterbliches zu des Himmels lichten Höhen als göttlicher Geist emporsteigt.** Die sterbliche und unsterbliche Natur des Heros wird in der griechischen Mythologie vielfach durch ein Zwillingspaar dargestellt, indem wie z. B. bei den **Dioskuren** der eine Bruder als sterblich, der andere als unsterblich dargestellt wird.

Einen anderen Zweck hat es, wenn statt des Bruderpaares **Bruder** und **Schwester** als Kinder der göttlichen Uralten auftreten oder wenn der Heros als geschlechtlos oder doppelgeschlechtig eingeführt wird. Auch diese Vorstellung entspricht dann genau dem Wesen der göttlichen Erzeuger; sind doch Zeus und Hera (oder Demeter) Geschwister, während wiederum andere Kulte ein doppelgeschlechtiges oder geschlechtloses Urwesen aufweisen. Der Mythos will auf diese Weise das erste gottmenschliche Paar schaffen, von dem der Stamm und seine Herrscher ihren Ursprung herleiten können.

Nun ist aber jeder Herrscher Sohn eines verstorbenen Herrschers, der ihm vorangegangen und sein „Ahne" geworden ist, und Vater eines künftigen Herrschers, dessen Ahne er selber einst werden wird. Diese Erwägung erzeugte bei vielen Völkern die Sitte, daß der Sohn zu seinem eigenen Namen noch den Namen des Vaters annimmt, oder daß umgekehrt der Vater, sobald ihm ein Erbe geboren ist, dessen Name sich beilegt, oder daß ein regelmäßiger Wechsel zwischen zwei Namen eintritt, die beide, ursprünglich mythisch, eine unmittelbare Verbindung ihrer Träger mit den göttlichen Urahnen herstellen sollen. Veranlaßt wurde dieser Brauch auch durch die Vorstellung, daß der Sprosse des göttlichen Urpaars, wenn er als erster Toter seiner Leibeshülle sich entledigt hat, im Wesen seiner Erzeuger wieder aufgeht und in ihren Schoß zurückkehrt, wie sie ein „Lar" oder „Mane" wird, um dann als neue „Emanation", zugleich als Sohn und Vater, aus ihm wieder auszugehen. So entstand u. a. die **Triëteris**, deren Verkennen die Deutung der späteren griechischen Mythen mit ihrem erdrückenden Namenschwall so schwer oder ganz unmöglich macht.

Das beständige Abwechseln zwischen zwei ursprünglich mythischen Namen in den Stammtafeln der Herrschergeschlechter bereitet natürlich auch der Geschichtsforschung ernste Schwierigkeiten. Da, wo für sie das erste schwache Licht zu dämmern beginnt, stößt sie vielfach auf Führer von Familien, Geschlechtern und Stämmen, die Träger mythischer Namen

und mythischer Vorgänge und gleichzeitig Vollbringer geschichtlicher Thaten sind. Letztere nun wegen dieser eigentümlichen Verknüpfung leugnen und unbeachtet lassen zu wollen, wäre ja sehr bequem, aber es hieße doch die Sachlage verkennen und würde der Aufgabe des Geschichtsforschers nicht gerecht werden.

Jene Herrscher, die als Träger mythischer Namen und Vorgänge vom Frührot der Geschichte beleuchtet erscheinen, können trotz all ihres mythischen Aufputzes ganz wohl geschichtliche Persönlichkeiten sein. Ihnen geht möglicherweise eine lange Reihe von Fürsten voraus, die dieselben mythischen Namen tragen und genau dieselben mythischen Thaten verrichteten. Und doch ist von ihnen vorauszusetzen, daß sie durch Heereszüge und Kämpfe, durch Gesetzgebung und Bündnisse, durch Bauten und Kulturarbeiten mehr oder minder machtvoll in die Geschicke ihres Stammes und ihrer Nachbarn eingegriffen haben. Da man in jenen dunkeln Zeiten nicht wie heute einen Heinrich XXVI. und einen Heinrich LX. unterschied, so treten sie nicht individuell hervor, und ihr geschichtliches Wirken ist durch die Nebelschleier des Mythos hindurch nicht mehr erkennbar. Die ganze lange Reihe, weil immer dieselben mythischen Namen mit denselben mythischen Thaten verknüpft erscheinen, schrumpft so wegen des Dunkels und der Ferne der Zeiten zusammen auf zwei oder drei Namen, die vom Großvater bis zum Enkel reichen.

Die Erklärung für diese eigenartige Erscheinung ergiebt sich von selbst aus der ursprünglichen Stellung der Familien- und Stammesalten. Da diese sich nicht nur als Abkömmlinge, sondern auch als Vertreter und Verkörperungen des göttlichen Urelternpaares und seines sterblichen Sprossen betrachteten, so lag es für sie nahe, auch die Namen der göttlichen Uralten anzunehmen und nach Möglichkeit bei all ihren Handlungen sich so zu führen, wie nach dem Glauben der Gemeinschaft **vorbildlich** am Anfange der Tage die Gottheit selber gehandelt hatte. Neben diesen mythischen Handlungen, die sich bei allen wiederholen, **so daß alle wie einer oder zwei erscheinen,** ergab sich aber für die Familien- und Stammeshäupter doch auch die Notwendigkeit, vielfach andere Handlungen vollbringen zu müssen, Handlungen weltlicher Art, wie sie oben angedeutet worden sind. Aber von diesen **geschichtlichen** Thaten ist keine oder nur sehr dunkle Kunde auf uns gekommen, oder sie sind alle insgesamt auf zwei oder drei Namen zusammengehäuft, und da diese ursprünglich mythisch sind, gelten auch gewöhnlich die mit ihnen verknüpften Thaten alle als mythisch.

Hier ist Mythos und Geschichte schwer zu sondern. **Jedenfalls ist vieles, was wegen seiner Verquickung mit Mythen als Mythos gilt, in Wirklichkeit Geschichte, und unter vielen Götternamen verbergen sich thatsächlich Herrscher, die große geschichtliche Thaten vollbracht haben.** Es sind auch nicht einmal alle Namen von „Stammesheroen" ohne weiteres schon mythisch. Trennt sich z. B. ein Teil eines Stammes von der Hauptgemeinschaft ab, so betrachtet sich der Führer der Ausziehenden, da er Neubegründer eines Herrschergeschlechts ist, ebenfalls der Sitte gemäß ohne weiteres als Vertreter und Verkörperung der Gottheit und umgiebt sich mit demselben mythischen Apparat wie die Häupter des zurückgebliebenen alten Stammes. Hierdurch aber und durch seinen mythischen Namen wird die Vermutung erweckt, daß er selber und alles, was von ihm erzählt wird, ein Mythos sei.

Lange, unendlich lange muß der Brauch bestanden haben, die Familien- und Stammeshäupter als Verkörperungen der Gottheit auch mit Götternamen zu benennen, da in der frühgeschichtlichen Zeit sich noch Spuren davon finden. **Aber auch als man die Götternamen durch theophore Benennungen ersetzte, wurden letztere doch immer wieder im Volksmunde hypokoristisch auf ihre ursprüngliche Form oder den Lalllaut zurückgeführt.**

Lange hat auch der Glaube an die göttliche Abkunft und die Göttlichkeit oder Gottähnlichkeit der Fürsten und Führer sich behauptet. In der geschichtlichen Zeit, als die Aristokratieen und nachher die Demokratieen die Macht der Herrscher beschränkten, mußte er immer schwächer werden, aber er ist niemals, auch heute nicht, ganz erloschen. Immer wieder, wie in urvordenklicher Zeit, übertrug das Volk auf seinen Herrscher und Landesvater nach dessen Tode, der ihm nur für eine zeitweilige Entrückung galt, die mythischen Funktionen und

Attribute seiner göttlichen Urväter, besonders wenn er sich durch große Thaten ausgezeichnet und so seinem Namen ein unverlöschliches Andenken gesichert hatte.

Ein solcher Herrscher war z. B. an der Schwelle des Mittelalters die **Gottesgeißel Attila** (Atta=Väterchen) und sein Weib **Helche**, die durch ihren Namen sich als die germanische Erdgöttin und Volksmutter Herka oder Erka*) (in anderen Mundarten Ertha oder Erda und Hertha) zu erkennen giebt; ein solcher ist auch **Theodorich der Ostgothenkönig**, der vielbesungene Dietrich von „Bern", das aber nicht das geschichtliche Verona ist, sondern mit „bĕran" (tragen, davon „barn"=Sohn) zusammenhängt und wohl „Ort der Zeugung" bedeutet und ein ostgothisches Genesion ist. Ähnlich verhält es sich auch mit **Karl d. Gr.**, der dem Volksglauben zufolge im **Untersberg** haust und von dort aus als unterweltlicher Richter das Volksgericht der Haberer oder Haberfeldtreiber entsendet. Seine Gemahlin **Fastrada** kennzeichnet sich als winterliche Erdgöttin, wenn sie mit goldenem Korn unter der Zunge in todesähnlichem Schlummer daliegt. Mit ihm bringt auch der Mythos **Bertha**, die Erdgöttin der Südgermanen, zusammen, die durch ihren Namen mit der **Prithivi** des **Rigveda** zusammenfällt. Sie ist Bertha „die Spinnerin", die im Sprichwort noch als die am Uranfang aller Dinge alles Schicksal spinnende Urmutter gilt. Wie Hera als Kuckuck, Athene als Eule, als αἴθυια oder πηνέλοψ erschien, so dachten in grauer Vorzeit auch Berthas Verehrer sie sich als Vogel, besonders als Gans, von der dann in der Zeit, wo man die Gottheit menschenähnlich darstellte, nur noch der große Fuß (Berthe aux grands pieds — reine pédauque) zur Erinnerung an ihre ursprüngliche Gestalt zurückblieb. Ihr Sohn **Roland** (Ruotland) erscheint in der Sage bis in alle Einzelheiten ganz wie ein antiker Heros und Wachstumsgott, dem noch heute in den Pyrenäen ein höchst eigentümlicher Kult gewidmet ist.

Wenn **Friedrich Rotbart** (oder Kaiser Friedrich II.) im Untersberg oder im Kyffhäuser mit seinen „Rittern" unterweltlich haust, so geht auch diese Sage auf den uralten Volksglauben zurück, daß die Herrscher göttlicher Abkunft seien und nach ihrem Tode in den Schoß der göttlichen Uralten, ihrer Ahnen, zusammen mit all ihren toten Zeitgenossen (den „Rittern") zurückkehren, daß sie aber von dort, wenn das Volk in seiner höchsten Not ist, verjüngt und mit neuer Kraft begabt, zur Rettung herbeieilen und „des Reiches Herrlichkeit" wieder aufrichten werden. „Des Reiches Herrlichkeit" ist eine Nachbildung jenes **goldenen Weltalters**, in welchem **Kronos**, der „Reifer" und Spender des goldenen Erntesegens, über die glücklichen, weil durch die Ernte von der Hungersfurcht befreiten, Menschen herrschte. Wie er nach seinem Sturze, d. h. im Winter, auf goldfarbigem Felsen von den „Kronionen" oder Toten seiner goldenen Zeit umgeben und von ambrosiabringenden Vögeln umflattert, in tiefer Höhle schlummert, so schläft auch der Kaiser mit seinen „Rittern" tief im Schoße des von Raben umflatterten Berges, bis seine Zeit kommt, um sein Volk zu retten. Diese „Rettung" war aber ursprünglich nichts anderes als die Wiederkehr der goldenen Reifezeit, bei deren Beginn das Volk in seiner höchsten Not sich befindet, weil die alten Vorräte aufgezehrt sind. Ähnlich ist auch **Kronion** ein „Retter" (Σωτήρ), wenn er, nachdem er, seiner Sehnen beraubt und von der „Delphyne" (von δελφύς) in der „korykischen" Grotte (κώρυκος) bewacht, lange geschlummert hat, bei Beginn der guten Jahreszeit seine „Sehnen" d. h. seine Götterkraft wieder erlangt und unter Donner und Blitz seine Herrschaft von neuem antritt. Die Namen δελφύς und κώρυκος bezeichnen mit einer Deutlichkeit, die nichts zu wünschen übrig läßt, die Schlummerstätte des Zeus als ein Genesion.

Der Volksglaube läßt also die Herrscher wegen ihrer Gottähnlichkeit gleiche Schicksale wie die Gottheit erleiden und gleiche Funktionen wie sie verrichten; vor allem aber sucht er sie ihrem mythischen Stammvater, der als erstes aller Lebewesen in den Tod gegangen ist und so den großen Zug des Todes führt, in ihren Schicksalen gleichzustellen.

Dieser Glaube muß eine schier unzerstörbare Kraft besitzen, wenn noch Herrscher wie Gustav Adolf, der Große Kurfürst und Napoleon I. durch ihn beim Volke zu Trägern von

*) Es ist wohl Urverwandschaft dieser Formen mit ἔρα (ἄρα) = ἐρϝα und weiterhin mit dem lateinischen „arvum" anzunehmen. Auch Min-erva scheint nichts anderes zu bedeuten als „Mutter Erde."

Mythen werden konnten. Dieses zähe Leben des Mythos ist wohl nur dadurch zu erklären, daß dieser Glaube an die Gottähnlichkeit der Herrscher ein mächtiger, alle Völker beschattender Baum war, dessen Wurzeln bis in die Urgründe des mythischen Denkens und die Anfänge der menschlichen Entwicklung hinabreichen, dessen Wurzelstumpf aber, nachdem nun der alte Stamm längst abgehauen und gefällt ist, immer wieder grüne Schößlinge treibt.

17.

Unsere Untersuchung hat nun jene früher bezeichnete Stelle erreicht und teilweise schon überschritten, wo die mit den Mitteln der Anthropologie und der ihr verwandten Wissenschaften arbeitende, von der Urzeit beginnende Mythenforschung sich mit den Arbeiten jener Forscher begegnen soll, die sich als Aufgabe gestellt haben mit vorwiegend philologischen und historiographischen Mitteln den Mythos bei den verschiedenen Völkern von seinen Spätformen an in seiner Entwicklung möglichst weit bis in seine ältesten erkennbaren Grundzüge zurück zu verfolgen, um dann durch systematische Vergleichung die gemeinsame Urformel zu finden.

Wie schon bemerkt, ist dies wegen der Dürftigkeit und Verworrenheit des Materials ein äußerst schwieriges Unternehmen, besonders auch weil die Mythenforschung auf dem doch so nahe liegenden semitischen Gebiete kaum über die ersten Anfänge hinaus ist. Nur die griechische Mythologie, die ein sehr reichhaltiges aber äußerst verworrenes Material bietet, ist eifriger erforscht worden, aber ein einheitliches Zusammenarbeiten nach einem gemeinsamen Plane und auf ein gemeinsames Ziel hin hat nicht stattgefunden; die einzelnen Forscher sind ihre besonderen Wege gegangen, auf denen eine mehr oder minder große Zahl von Jüngern ihnen folgte und half, aber ohne das gesteckte Ziel zu erreichen. Infolge dieser Zerfahrenheit haben die bisherigen Forschungen auf dem Gebiete der griechischen Mythologie nur wenige sichere Thatsachen feststellen und für das übrige nur mehr oder minder große Wahrscheinlichkeit annehmen können.

Auf Grund einer eingehenden Untersuchung einer größeren Zahl griechischer Mythen glaube ich die Behauptung wagen zu können, daß **der Kult von Dodona eine sehr alte, wenn nicht die älteste erkennbare Form des griechischen Mythos zur Grundlage hat.**

Es spricht dafür nicht nur die Überlieferung der Griechen, sondern auch die erhabene Einfachheit des Kults selber. Eine Eiche ist die Bannstätte der Gottheit, die noch in keinem Bilde dargestellt und noch mit keinem besonderen Namen benannt ist (Herod. II, 52 u. 53), denn der Name **Zeus** bedeutet den Himmel und das Lebenslicht, und sein weibliches Gegenbild Dione entlehnt von ihm ihren Namen ganz so wie in der uralten römischen Eheweiheformel: „Ubi tu Gaius, ego Gaia" das Weib nach dem Manne sich nennt, oder wie in den kleinasiatischen Kulten zum „Men" die „Ma" oder „Mene" sich stellt. Zu dem **„pelasgischen"** Zeus von Dodona als dem Gotte seiner Vorfahren läßt ferner Homer (Il. XVI, 234 u. ff.) den Peliden **Achilleus**, den ältesten und echtesten Typus der Hellenen, in seiner Bedrängnis beten. Ehrwürdig und altertümlich ist auch die Erscheinung seiner Priester, der **Seller**, die mit nackten Füßen auf der Erde ruhen. Aus dem Rauschen der Eiche, dem Fluge der sie umflatternden, ambrosiatragenden Tauben, aus dem Murmeln des Quells giebt die Gottheit der sie verehrenden Gemeinschaft ihren Willen kund, den sie durch die **Peleiaden**, ihre Priesterinnen, verkünden läßt.

Schlicht und doch erhaben ist der Hymnus, den sie singen und der in seinen zwei Versen das ganze Glaubensbekenntnis des Stammes enthält:

„Zeus war, Zeus ist noch, Zeus wird sein, mächtiger Gott Zeus!
Saaten entsprossen der Erde, darum nennt **„Mutter"** die Erde! (Paus. X, 12,10).

Also der urewige Himmel und die Mutter Erde werden in einem der ältesten Kulte verehrt, von dem das griechische Altertum weiß. „Mutter" aber heißt die Erde hier, weil sie die **Saaten** entsprießen läßt. Dasselbe Urelternpaar, bis zu dem uns oben die Anthropologie geführt hat, Himmel und Erde, sehen wir also in dem „weizenreichen Dodona" in Beziehung zum Ackerbau gesetzt und als Urheber desselben gepriesen.

Erst der Ackerbau bringt alle guten Gaben, und darum hieß auch wohl das Land, das sie gewährte, und die Erdgöttin, die es beherrschte, mit einem **Lallworte „Dodo"** oder **„Dodona"**, um die Allgeberin zu bezeichnen. Als ihre herrlichste und beste Gabe wurden die „Saaten" gepriesen. „Saat" bezeichnet im weiteren Sinne alles Wachstum, nicht nur der Pflanzen sondern auch der Menschen und Tiere. Der Vater Himmel und die Mutter Erde sind im Mythos von Dodona die urewigen Erzeuger alles Wachstums und weiterhin Urheber des Ackerbaus und des durch ihn bedingten seßhaften und gesitteten Lebens. Sie wurden deshalb „θεοί" genannt, die alles geordnet und „gesetzt" haben, und auch als solche sind sie Vorbilder der irdischen Familienhäupter und Herrscher, die ebenfalls alles zu ordnen und nach Satzung und Sitte zu entscheiden haben.

Da nach den vorangehenden Darlegungen der **Heros**, der Sohn des Himmels und der Erde, als gottgezeugter Erstling aller Lebewesen und allen Wachstums betrachtet werden muß, so wird er in vielen Kulten unmittelbar mit dem Ackerbau zusammengebracht; er wird oft als dessen Erfinder gepriesen, obgleich diese Ehre eigentlich seinen göttlichen Eltern zukommt, und schließlich wird er selbst gar als Bodenfrucht aufgefaßt, in deren Gestalt ihn seine Erzeuger oder auch er sich selbst den Menschen zur Speise hingeben, um ihr „Retter" vor dem Hungertode zu werden.

Aber eine noch viel ausgedehntere Bedeutung und Verwendung erlangt mit der Zeit das Wort „Heros".

Da die **Führer** und **Fürsten** als Verkörperungen der Gottheit galten und sie daher als Erneuerungen und Wiedergeburten des Stammheros angesehen werden konnten, so wurden deshalb auch sie, besonders die hervorragenden unter ihnen, die große Thaten vollbracht hatten, als „Heroen", als „Gottgezeugte" oder „Gottähnliche" bezeichnet.

Als dann die Nationalreligion der Griechen die Geschlechter- oder Stammesreligionen verdrängt oder doch eingeschränkt und verwirrt hatte, da wurden auch vielfach irrtümlich die **Erzeuger des Heros**, sobald als bei den Geschlechtern und Stämmen die ursprüngliche Gleichwertigkeit und Gleichberechtigung ihrer Namen und ihrer Stellung mit den von der Nationalreligion festgelegten Namen und Funktionen des göttlichen Urpaares in Vergessenheit geraten waren, als „Heroen" bezeichnet.

Schließlich fielen unter diesen Begriff auch fast alle von ihren Trägern losgelöste und zu selbständigen Personen ausgestaltete **Beinamen der Gottheit**, die das Wirken derselben im Jahreskreislauf oder in einer besonderen Sphäre des Lebens bezeichnet hatten, sobald sie ihre Rolle ausgespielt hatten, überflüssig geworden oder veraltet waren.

Man kann daher mit einer gewissen Berechtigung wohl behaupten, daß alles nicht mehr verwendbare, alles verbrauchte und zertrümmerte **mythologische Gerümpel** unter dem Dache des Heroentums Unterkommen fand.

Echte und wahre Heroen sind aber nur die unmittelbar vom Vater Himmel und der Mutter Erde gezeugten Stammesgötter, die zugleich Erstlinge und Vertreter des Wachstums in seiner umfassendsten Bedeutung sind. Als letztere erscheinen die Heroen unter den mannigfaltigsten Gestalten, durch die dann Namen und Abzeichen des Stammes bestimmt werden.

Aber alles Wachstum erliegt dem Tode, um sich immer wieder neu zu erzeugen oder zu verjüngen. Als Vertreter des Wachstums teilt der Erstling und Vertreter desselben dieses unabänderliche Schicksal, auch er verfällt dem Tode. Wie der erste aller Lebendigen, ist er auch der erste aller Gestorbenen; wie er Fürst und Richter im Reich der Lebendigen war, ist er auch der Führer des großen Zuges des Todes, Herrscher und Richter im Reiche der Toten.

Aber wie der Mensch nicht ganz mit dem Tode stirbt und der Verwesung verfällt, wie mit seinem Atem ein unverwesbares Etwas, sein „Geist", von ihm sich trennt und zu den ihm vorangegangenen Geistern seiner Eltern und Voreltern, seinen „Ahnen" sich versammelt, so scheidet sich auch vom Körper des Heros, den seine Mutter Erde in ihren Schoß aufnimmt, sein Unsterbliches, das zu seinem Vater im Himmel zurückkehrt.

Wie nach dem Glauben vieler Völker die Toten verlangen, daß man ehrend ihrer gedenke und ihnen Gaben spende, damit sie nicht zürnen und den Hinterbliebenen nicht schaden,

so verlangt auch der Fürst und Führer der Toten, daß man ihn verehre und ihm Gaben bringe, wenn er nicht als furchtbarer, Tod und Verderben sendender Dämon erscheinen und die Lebendigen heimsuchen soll. Wie die Toten, so sind auch nach dem Glauben der Griechen die Heroen zugleich gut und böse, hold und unhold, hilfreich und schadenbringend. Man erwirbt sich ihre Gunst und besänftigt ihren Zorn vor allem durch Opfer, die man an ihrem Grabe und Altar, ihrer ἐσχάρα, darbringt. Diese Opfer können doppelter Art sein, je nachdem sie dem toten oder dem unsterblichen Teil ihres Wesens gewidmet sind; es sind nicht nur die Gaben der Flur oder die Erträge der Herden, die diese Opfer bilden; oft verlangt sogar der Zürnende, daß man ihm Menschen opfere, und bisweilen begnügt er sich nicht mit Kriegsgefangenen, Sklaven und Verbrechern, sondern heischt unbarmherzig die Hinschlachtung von Kindern, mitunter sogar, in außerordentlichen Fällen, den Opfertod der Edelsten des Volkes, der Fürsten und Könige selber. Solche grausamen Opfer, die der Heros zu verlangen schien, brachten dann viele Heroen in den Ruf menschenfresserischer Scheusale, als welche sie im heutigen Volksglauben, besonders auch in den Kindermärchen, bis zu völliger Unkenntlichkeit entstellt, vielfach noch ihr Dasein fristen.

Um die Huld der Heroen sich zu erhalten, gedachte man ihrer besonders zu der Zeit, wann im Jahreskreislauf der Tag ihres Todes wiederkehrt. Da sie das Wachstum vertreten, und zwar in den agrarischen Religionen besonders das Wachstum der Nährpflanzen, so beging man ihre Gedächtnisfeier besonders zur Zeit der Ernte unter den mannigfaltigsten Gebräuchen. Ein feierliches Mahl wurde gehalten am Male des Heros, das zugleich Mahlstätte und Mal- oder Gerichtsstätte war, weil der Heros als Richter der Toten galt. Spiele wurden gefeiert, die, eigentlich Leichenspiele für den toten Heros, doch auch Freudenspiele für die durch seinen Tod vom Hunger erlösten Menschen waren. So sind Circus und Rennbahn, an deren Meta der Heros als „Taraxippos" haust, Bilder des kreisenden, in sich zurücklaufenden Jahres, in dessen Mitte der Tod des Wachstumsgottes fällt. Verdankt doch auch die Tragödie ihren Ursprung der Todesfeier des Dionysos, eines unzweifelhaften Wachstumsgottes, und sind ihre Vorschriften, insbesondere die Forderung, daß der „Held" nicht unverdient leide, sowie die Katharsis aus der Anschauung hervorgegangen, **daß der Heros infolge eigener Schuld dem Tode verfällt.**

Warum verfällt der Heros dem Tode? Wer oder was hat ihm und allen, die von ihm abstammen, dieses unabwendbare Schicksal bereitet? Das waren Fragen, die sich unabweisbar aufdrängten und gebieterisch eine Antwort forderten. Viel haben jedenfalls die Menschen, in der Urzeit so gut wie heute, über das schreckliche Rätsel des Todes gesonnen und gegrübelt, und mannigfach sind die Mythen, in denen sie ihren Glauben niedergelegt haben.

Der griechische Mythos läßt den Tod des Heros, des Götterkindes, zuweilen durch irgend einen Zufall eintreten. Mitunter geht er auch freiwillig in den Tod, um seine Stammesgenossen durch seinen Opfertod zu retten. Oft auch töten ihn oder wollen ihn töten seine eigenen göttlichen Eltern, weil sie in ihm ihren künftigen Verdränger sehen, der sie der Herrschaft berauben und stürzen will. Da nämlich menschliche Verhältnisse auf göttliche übertragen wurden, so nahm man dementsprechend auch an, daß in der göttlichen Familie ebenso wie in der menschlichen das Bestreben vorherrsche, die Familien- und Stammesalten, wenn sie krank oder schwach und kampfunfähig geworden waren oder eine gewisse Altersgrenze überschritten hatten, zu beseitigen und durch eine junge, oft die jüngste frische Kraft (das Jüngstenrecht!), also den Stammvater durch den Stammhalter zu ersetzen. Spuren dieses Gebrauchs, der bei vielen Völkern bestanden hat und bei einzelnen noch heute fortbesteht, sind auch bei den Griechen in der Sage von dem Felsensturz der Hyperboreer, bei den Römern im „sexagenarii de ponte", bei den Germanen im Brauch des „Speerritzens", durch das man den „Strohtod" vermeiden wollte, noch zu erkennen. Aus Furcht vor einem vorzeitigen Sturz töten die göttlichen Eltern, von einer λύσσα oder μανία erfaßt, ihr eigenes Kind, ja oft verschlingen oder verzehren sie es, wie der alte Kronos, der Herrscher des goldenen Zeitalters. **Da das Kind aber das Wachstum ist, so lehrte die Gottheit thatsächlich durch dieses Verschlingen und Verzehren die Menschen sich von der Halmfrucht und anderen**

Früchten des Feldes zu nähren und ihren Saft, ihr „Blut", zu trinken. Oft aber vollzieht die Gottheit selber nicht die Tötung ihres Kindes, das zu einem Opfermahl hergerichtet wird, sondern läßt es von einer menschlichen Opfergemeinde, deren Mitglieder als unbürtige Brüder des Opfers hingestellt werden und mit Rücksicht auf die das Wachstum zur Todesreife bringenden fünfzig Hundstage gewöhnlich **fünfzig**, oder mit Rücksicht auf die zwölf Monate des Jahres **zwölf** an der Zahl sind, heimtückisch „verraten", überfallen und töten. Oft auch wird das Gotteskind von seinen Verrätern ins „Ausland" verkauft, aber da das Ausland in der alten Zeit der Mythenbildung immer als Jenseitsland galt und das Land der Lebensursprünge war, so war dies „Verkaufen" thatsächlich eine Tötung, wie ja auch im klassischen Altertum Verbannung oft für schlimmer als der Tod galt.

Gewöhnlich nahm man bei den griechischen Stämmen an, daß der Heros **durch eigene Schuld**, infolge seiner ὕβρις, die die Mythen in den verschiedensten Formen sich äußern lassen, in sein schlimmes Schicksal sich verstrickt habe. Weil das Wachstum nicht ins Unendliche fortwuchern darf, weil es sonst des Himmels Höhen selber erreichen würde, muß dieser „Hoffart" ein Ziel gesetzt werden. Die ältesten „Himmelsstürmer", von denen die griechischen Mythen erzählen, sind die **Giganten**, die Söhne der Erde (Gi-gas zu γᾶ, γαῖα), und die **Titanen**, die Söhne des Himmelsgottes Zeus (*Τι-ταν* zu *Ζάν*, Zeus), doch scheinen höchstens die letzteren einem **agrarischen** Kult angehört zu haben (in Mekone—Sikyon).

Wie aber auch der Tod des Heros herbeigeführt sein mag, welche Gründe auch für ihn angegeben werden mögen, in den agrarischen Kulten ist er zweifellos überall der Vertreter des Wachstums und dieses selber. **Reife ist der Tod des Wachstums**, und in der Reife beginnt schon die Verwesung. **Die Wärme und das Licht bringen das Wachstum zur Reife, nachdem es aus dem Dunkel und der Feuchte emporgekeimt ist.** Der regenschwere, zur Erde sich herabsenkende Wolkenhimmel erzeugt das Wachstum, der wolkenlose, sonnige Himmel erzieht es, bringt es zur Reife, überliefert es aber dadurch auch dem Tode. Diese verschiedenen Erscheinungs- und Wirkungsformen des Vaters Himmel, also des Zeus, im Jahreskreislauf unterschied man zuerst durch Beinamen, wie ὄμβριος, ὑέτιος u. a., um die regnerische, zeugende, und τέλειος, κρονίων u. a., um die warme, reifende Wesensseite des Himmelsgottes darzustellen. Wie im Laufe der Zeit so viele Beinamen zu selbständigen Gottheiten sich abgelöst und ausgebildet haben, so erging es auch den Beinamen, welche den Himmelsgott und die Erdgöttin in den verschiedenen Phasen des Jahreskreislaufs benennen. Solche ursprünglichen Beinamen sind Poseidon oder Potidas, der als Beiname des Zeus noch in dem halbverschollenen Wort Zenoposeidon erscheint, **um den das Wachstum zeugenden**, und Kronos oder Kronion (Teleios), **um den das Wachstum zur Reife bringenden, aber damit auch dem Tode überliefernden Himmel** zu bezeichnen.

Poseidon war, wie schon früher gesagt, ursprünglich nicht Herr der unfruchtbaren Salzflut, sondern als φυτάλμιος finden wir ihn auch im Binnenlande mit seiner ursprünglichen Aufgabe betraut. Er ist der erste Buhle oder Gatte der Erdgöttin, wie seine Beinamen γαιήοχος, ἐνοσίγαιος u. a. beweisen, und wie auch aus dem Umstande hervorgeht, daß er am Erdnabel zu Delphi, ehe dort Apollon das Heiligtum von ihm ertauscht hatte, der Gaia als Tempel- und Orakelinhaber beigesellt war. Auch die arkadischen Mythen von der **Demeter Erinys** und **Lusia** und der Zeugung der **Despoina** können nur auf diese Weise befriedigend erklärt werden.

Dem Poseidon steht gegenüber Kronos oder Kronion, der durch seinen Namen sich als der „Reifer" kennzeichnet und dem der römische **Saturnus**, der „Sättiger", entspricht. So wie Kronion der verjüngte Kronos, so ist Poseidon der verjüngte **Uranos**, der ursprünglich, wie die hehre Göttergestalt des indischen **Varuna** beweist, nicht das theogonische Ungeheuer gewesen sein kann, als welches er bei **Hesiod** erscheint.

So spaltet sich das Gottwesen des Zeus im Jahreskreislauf in zwei als besondere göttliche Personen aufgefaßte Erscheinungsformen, in **Poseidon**, den Gott der dunkeln Feuchte und Vater des Wachstums, und **Kronion**, den Gott der reifenden, lichten Wärme, der, wenn es herangereift ist, es dem Tode überliefert. Wo Zeus zu seinen bekannten Buhlereien vom

Himmel steigt und zur Erde sich herabläßt, ist er dem Uranos oder dem Poseidon wesensgleich, d. h. er ist der das Wachstum erzeugende Regenhimmel, der noch nicht als besonderer, selbständiger Gott vom Himmelsallgott abgelöst war. Die Zahl seiner „Buhlen" schrumpft aber sehr, bis auf eine einzige, zusammen, wenn wir uns daran erinnern, daß alle ihre Namen ursprünglich nur Beinamen oder vor Bildung der Staatsreligion in den Familien- und Stammeskulten übliche Benennungen der vielgestaltigen und vielnamigen Erdgöttin waren. Da aber dem Autochthonen nur sein Land als Menschenerde galt, so war ihm seine Landes- und Stammesmutter natürlich auch die Erdgöttin und Genossin des Himmelsgottes.

Derselbe Vorgang, der bei Zersetzung der Allgottheit des Himmels in Jahresteilgötter stattgefunden hat, ist auch bei der Erdgöttin zu beobachten. Hera erhält von Temenos die Beinamen „Nymphe", „Teleia" und „Chera" beigelegt, um ihre verschiedenen Erscheinungsformen im Jahreskreislaufe zu bezeichnen. Später unterschied man die buhlerische Erscheinungsform der Göttin, also die junge Frühlingserde, die das Wachstum gebiert, von ihrer gesetzten, reifen Gestalt, der sommerlichen Erde, die es erzieht, zur Reife bringt, aber dann auch tötet, und faßte beide Erscheinungsformen als besondere Gottwesen auf.

Zwischen diesen Vertretern des Himmels in den verschiedenen Jahreszeiten herrscht Feindschaft, da ja naturgemäß eine der andern Platz machen muß, eine die andere vertreibt. Die **Gegnerschaft zwischen Poseidon** und **Kronion** erscheint bei Homer schon sehr gemildert, aber sie ist thatsächlich noch vorhanden. **Abwechselnd gehen beide zu den gastlichen Äthiopen,** deren Land das Jenseitsland, das Land der Pygmäen oder der als „Fäustlinge" gedachten Lebensursprünge ist, und zwar weicht einer dabei dem anderen geflissentlich aus. In den Stammessagen erscheinen natürlich statt Poseidon und Kronion andere Namen, aber das Verhältnis der Träger dieser Namen zu einander und zum Jahresallgott ist das nämliche Eine gleiche Feindschaft herrscht auch zwischen den als Personen gedachten Erscheinungsformen der Erdgöttin im Jahreskreislauf. Die „eifersüchtige" Vertreterin der sommerlichen Erde sucht mit allen Mitteln ihre „buhlerische" Gegnerin, die Göttin der das Wachstum gebärenden Frühlingserde, zu vernichten. Da erst nach Stillung des Hungers ein „gesetztes" Leben möglich ist, so gilt die Vertreterin der sommerlichen Erde, die das Wachstum reift und zum Genuß den Menschen überliefert, auch als Vertreterin der Sitte und des Gesetzes, als eigentliche *θεός*, die erst unter Beinamen wie *θεσμία* oder *θεσμοφόρος*, dann in weiterer Absplitterung als besonderes Gottwesen Themis oder Nemesis verehrt wurde. Das älteste Gesetz ist aber in vielen Religionen die Ehe, durch die erst die Familie begründet und das „gesetzte" und gesetzliche Leben eröffnet wird. Da die sommerlichen Jahresteilgötter durch den Ackerbau und die durch ihn gewonnene Bodenfrucht erst die „Wut" des Hungers gestillt und somit das gesetzte Leben und sein Gesetz ermöglicht haben, so gelten sie auch als Stifter und Vertreter der Ehe, als das erste Ehepaar. Darum betrachtet sich Hera in ihrer sommerlichen Phase, ihrer eigenen jugendlichen Buhlereien mit Zeus in der „samischen Grotte" völlig vergessend, als die rechtmäßige Gattin des Himmelsherrschers, die mit unerbittlichem Hasse ihre „Nebenbuhlerinnen", die thatsächlich sie selber, aber unter anderer, Gestalt ist, bis in den Tod verfolgt.

Da wo die Allgottheit des Himmelsgottes und der Erdgöttin nach Maßgabe des Jahreskreislaufs in zwei Personen zerlegt ist, hat demgemäß der Heros oder Wachstumsgott, dieses Kind der zeugenden Feuchte und der lichten, reifenden Wärme, streng genommen, zwei Väter und zwei Mütter, weshalb ja z. B. Dionysos, an dessen Wesen als Wachstumsgott wohl keiner zweifeln kann, „bimater" heißt. Von diesen Vätern ist aber nur einer der rechte Vater, und zwar der Gott der zeugenden Feuchte, der andere nur des Heros Nähr-, Pflege- oder Stiefvater, der ihn „erzieht", aber, wenn er herangewachsen, dem Tode überliefert. Und ähnlich ist es auch mit des Heros Müttern bestellt. Die jungfräuliche Frühlingserde ist seine wahre Mutter, aber nach ihrem Tode oder ihrer Flucht übernimmt die sommerliche Erdgöttin als Amme, Pflegerin oder Stiefmutter seine „Erziehung", bis er in der Fülle seiner Kraft dem Tode überliefert wird. Die vielen mythischen Geschichten von buhlerischen Stiefmüttern bedürfen noch einer besonderen Erklärung, doch kann diese aus naheliegenden Gründen **hier** nicht gegeben werden. Nur eins muß hier noch besprochen werden, das Schicksal, dem die

Jahresteilgötter verfallen, nachdem ihre „Herrschaft", d. h. die Zeit ihrer Wirksamkeit im Jahreskreislauf abgelaufen ist.

Die griechischen Mythen erzählen dieses Schicksal auf verschiedene Weise, aber immer liegt doch der Gedanke zu Grunde, daß sie die Welt d. h. die beschränkte Welt des Autochthonen verlassen und irgend einen Bergeort außerhalb, überhalb oder unterhalb derselben, im Schoße der Erde, in Höhlen, auf fernen Inseln oder an entlegenen Gestaden, auf Bergeshöhen oder im Dunkel der Wälder aufsuchen müssen, wo sie „unsichtbar" oder „fern" weilen. Dieser Vorstellung verdanken die Gottheiten des *Ἀίδης* und der *Ἑκάτη* Ursprung und Namen.

Wenn die Zeit der lichten, reifenden Wärme gekommen ist, dann zieht sich der Gott der Feuchte (bzw. die ihm gleichwertigen, wenn auch nicht gleichnamigen Stammesgötter) aus der Menschenwelt zurück und verliert seine Herrschaft; Kronion, der Reifer, vertreibt oder vernichtet ihn meist nach heftigen Kämpfen, die in den in Griechenland die regnerische und die trockene Jahreszeit scharf scheidenden Frühlingsgewittern ihr Natursubstrat haben. Für die weitere Zeit des Jahres ist der Gott der Feuchte dann den Blicken der Menschen entzogen, er ist *Ἀίδης*, der Unsichtbare, seine Buhle oder sein Weib eine *Ἑκάτη* oder *Ἀιδώ*.

Aber auch Kronion (bzw. die ihm wesensgleichen sommerlichen Jahresteilgötter der einzelnen Familien und Stämme) kann trotz allen Bemühens nicht seine Herrschaft dauernd behaupten. Nach unabänderlicher Bestimmung des Schicksals, das ihn so gut beugt und zwingt wie die von ihm beherrschten Sterblichen, folgt er dem von ihm geopferten Heros oder Wachstumsgotte bald im Tode nach. In den Herbstgewittern, die aus der sommerlichen Jahreszeit zum Winter überführen, wird er von seinem Gegner, dem Gotte der Feuchte, der nun wieder zur Herrschaft gelangt, gestürzt, oder vielmehr Zeus als Jahresallgott zieht ihn wegen seiner „Frevelthaten" zur Rechenschaft.

Auch er ist dann ein *Ἀίδης*, muß die Menschenwelt meiden und an einem unter- oder außerweltlichen Orte gefangen weilen. In ähnlicher Weise gestaltet sich natürlich das Geschick der einzelnen Erscheinungsformen der Erdgöttin; die buhlerische Erdgöttin des Frühlings wird als Hekate zur Herrscherin der Unterwelt, und in gleicher Weise wird, wenn ihre Zeit vorüber ist, auch die Vertreterin der Sommerreife zur Flucht in die „Ferne", das Jenseits oder die Unterwelt gezwungen.

Der Bergeort, an dem die **„unsichtbare"** Gottheit weilt, ist zu verschiedenen Zeiten und bei den verschiedenen Stämmen verschieden dargestellt worden. Bald wird er als lichtstrahlender Ort seligen Lebens in der Ferne oder über den Sternen geschildert, bald aber auch im Hinblick auf die Verwesung und den Grabmoder als Stätte der Strafe und unsäglicher Qualen dargestellt. Nicht gern nennt man den unsichtbaren Gott, der in seinem Reiche natürlich von anderen Unsichtbaren, den Geistern der Toten, umgeben ist, bei seinem Namen. Euphemistisch heißt er Klymenos („der Berühmte"), Pluton („der Reiche"), Polydegmon (der die „vielen" d. h. die Toten bewirtet) u. s. w., und unter ähnlichen Namen gedenkt man auch seines furchtbaren Weibes. Ehe diese unsichtbare, grause Gottheit der Unterwelt von der Allgottheit des Zeus sich ablöste, zu der Zeit, als die verschiedenen Erscheinungsformen des Himmelsgottes im Jahreskreislauf noch deutlich durch Beinamen ohne Personifikation benannt wurden, da hieß der winterliche Himmelsgott *μαιμάκτης* („der Tobende") oder auch *Ὀδυσσεύς*, welch letzterer Name dann später Bezeichnung eines persönlichen Jahresteilgottes beim westaiolischen Stamme wurde. Er wird oft dargestellt als seinem Weibe zürnend und mit ihm zerfallen, so daß sie als *Χήρα* bezeichnet wird. Im Winter ist das Jahr alt, und daher wird auch oft der winterliche Himmel als der Jahresalte oder der Alte der Tage bezeichnet. Weil zur Winterszeit, wenn Scheuern und Keller gefüllt sind, die Menschen sich am warmen Herde mit Schmausen und Zechen die Zeit vertreiben, wird auch der Jahresalte oft als gemütlicher Wirt und Zecher, ebenso oft aber auch als sehr grausamer Wüterich geschildert, der seinen Gästen schlimme Kost bietet und schwere Qualen bereitet. Manchmal erscheint er auch als verliebter Alter, der eine junge Maid oder seine eigene Tochter d. h. die in den Winterwassern sich „badende" und wiederverjüngte Erdgöttin, eifersüchtig hütet und nicht

von sich lassen will, bis er dann schließlich in irgend einer Weise von ihr und ihrem Buhlen hintergangen und oft auch getötet wird. Wenn das alte Jahr, der grämliche Jahresalte „tot" ist, dann freuen sich die Menschen; mit Spott und Hohn überschütten sie ihn, zerschlagen oder zersägen sein Bild oder stürzen es ins Wasser.

Ein **Wassersturz** ist übrigens in sehr vielen Mythen das Ende der Jahresteilgötter und ebenso des Heros oder Wachstumsgottes. Nur wenige echte Mythen werden sich finden, wo nicht in irgend einer Form die Einkehr in das Wasser vorkommt, und auch bei diesen wenigen kann angenommen werden, daß dieser Zug ursprünglich vorhanden, aber bei der Überlieferung verloren gegangen ist. Es ist dieser Mythos vom Meeressturz oder Wasserbade der Erdgöttin und des Wachstumsgottes aus der Vorstellung entstanden, daß alles Leben aus dem Wasser hervorgeht und daß ohne Wasser ein Wachstum nicht entstehen könnte und alles öde und unfruchtbar wäre.

Ganz besonders wichtig sind auch die Beziehungen des Heros und seiner Erzeuger zur **Städtegründung.** Aber diese Beziehungen sind so mannigfaltig, die sie behandelnden Mythen so zahlreich und verworren, daß an dieser Stelle ihnen vorläufig nicht nachgegangen werden kann.

Und noch auf eine weitere für die Erforschung der griechischen Mythenwelt wichtige Thatsache mag hier zum Schluß kurz hingedeutet werden, auf **die heilige Bedeutung der Dreizahl,** deren Ursprung vielleicht in Folgendem zu suchen ist.

Zunächst bilden der Vater Himmel und die Mutter Erde mit ihrem Sohn, dem Wachstumsgotte, eine solche heilige Dreizahl. Eine ähnliche entsteht aber auch durch Vereinigung der Gottheiten der beiden Jahreshälften mit ihrem gemeinschaftlichen Sohne, dem Heros, bei Beginn der winterlichen, toten Jahreszeit. Sie bilden in ihrer Dreiheit dann ein einziges Gottwesen, das in Wahrheit auch *Ἀιδης* genannt werden kann. Sämtliche Jahresteilgötter sind in der Jahresallgottheit wieder aufgegangen und in Eins mit ihr zusammengeflossen. Es liegt auf der Hand, daß diese Vereinigung der Jahresteilgötter und des Heros im Jahresalten ebenfalls die Entwirrung und Deutung vieler Mythen äußerst schwer macht, weil Zeus bald als Jahresallgott, bald als Jahresteilgott in ihnen auftritt und weil ebenso die Erdgöttin bald als Vertreterin aller Erscheinungsformen der Erde im Jahreskreislauf, bald auch nur als einer einzigen aufzufassen ist.

Weiter an dieser Stelle der Bedeutung der Dreizahl in Mythos und Kult nachzugehen, muß ich mir versagen, weil diese Aufgabe allein schon ein umfassendes Werk erfordern würde. Ich muß es mir gleichfalls versagen, die Richtigkeit der hier vorgetragenen Theorie von der Entstehung des Mythos und insbesondere seiner Entwicklung bei den Griechen an den einzelnen griechischen Mythen nachzuweisen, und mich damit begnügen, auf die an der Hand dieser Theorie bereits in meinen „Studien zur griechischen Mythologie" besprochenen Mythen und auf weitere künftige Untersuchungen dieser Art hinzuweisen. Ich betone ausdrücklich, daß das hier Gegebene nur eine kurze Skizze sein soll, daß ich aber jederzeit bereit bin, die Unterlagen, auf die sie sich stützt, unparteiischen Kritikern ausführlich darzulegen.

Im Laufe der vorstehenden Untersuchung ist auch vielfach ein höchst auffälliger Parallelismus zwischen den mythischen Vorstellungen der Alten und den Glaubenslehren des Christentums hervorgetreten, ein Parallelismus, der bei eingehender Untersuchung der Mythen sich noch hundert-, ja tausendfach weiterhin nachweisen läßt. Die sachgemäße Besprechung dieser Thatsache muß ich natürlich berufenen theologischen Federn überlassen und schließe hier, indem ich die Frage aufwerfe: „Ist der Mythos nur eine Staffel in der Erziehung des Menschengeschlechts zur Religion und ist das Christentum der Logos des Mythos, indem es uns lehrt im Geiste und in der Wahrheit **Den** anzubeten, den die Völker der Vorzeit ahnend im Naturleben suchten?"